Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 159 (1991)

Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

46/1991 14. November 159. Jahr

Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

Für eine europäische «Werte-Gemeinschaft» Zur Veröffentlichung der ökumenischen Arbeitsgruppe «Friedenspolitik» ein Beitrag von Rolf Weibel 705

Bewahrung der Schöpfung Eine Besinnung von Eugen Frei 706

Hochfest Christkönigssonntag: Joh 18,33b–37 707

Der Theologischen Fakultät Luzern soll ein universitäres Umfeld geschaffen werden Es berichtet Rolf Weibel 708

Die Kirche im Neuen Testament Zu Neuerscheinungen ein Beitrag von Daniel Kosch 709

500 Jahre Unterdrückung + Widerstand Vom Kreuzzug zur Befreiung? Von Beat Dietschy 711

500 Jahre Unterdrückung + Widerstand «Es gab nie eine authentische Evangelisierung» 714

Amtlicher Teil 715

Schweizer Kirchenschätze
Abtei Mariastein: Reliquiarpostament (Hans Heinrich Schrotberger, Basel, um 1700)

Für eine europäische «Werte-Gemeinschaft»

Die christlichen Kirchen sehen sich im europäischen Umbruch und Aufbruch zweifach herausgefordert. Zum einen wissen sie sich verpflichtet, die Menschen in einem sich verändernden Europa zur evangelischen Nachfolge einzuladen, und so denken sie über die veränderten Bedingungen einer *Evangelisierung* in Europa nach. Zum andern wissen sie sich den konkreten Menschen mit ihren sich verändernden Lebensmöglichkeiten verpflichtet, und so denken sie über die *ethischen Anforderungen* an ein lebensförderliches Europa nach.

Mit dem ökumenischen Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung haben die christlichen Kirchen eine ethische Grundorientierung auf einen Begriff gebracht, der nicht nur für Christen und Christinnen wegleitend sein will, sondern auch in den gesellschaftlichen ethischen Diskurs eingebracht werden kann, wie die ökumenische Arbeitsgruppe «Friedenspolitik» mit ihrem sozialethischen Diskussionsbeitrag zu «Frieden in Europa»[1] zeigt. Wie in der Frage der Evangelisierung eine Spannung zwischen konfessioneller Identität und ökumenischer Wirklichkeit,[2] ist in der Frage der ethischen Orientierung eine Spannung zwischen nationaler Identität und internationaler Wirklichkeit auszutragen. Mit gutem Grund setzt die Arbeitsgruppe deshalb zum einen bei der internationalen Wirklichkeit und ihrer verunsichernden Auswirkung auf die Schweiz an; dabei skizziert sie auch gängige Europa-Modelle, um zwei Idealtypen herausstellen zu können: Das KSZE-Modell, das an den bisherigen Konferenzen für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, und das EG-Modell, das an den bestehenden Brüsseler Institutionen EG und NATO anknüpft. Zum andern erhebt sie ethische Anforderungen an eine europäische Friedensordnung samt ihrer Bedeutung für die Schweiz. In diesem theoretischen Kapitel geht sie von der Zielvorstellung «eines menschenwürdigen Lebens aller Menschen dieser Erde» aus, und dieses «europäische Ethos» verknüpft sie diskursiv mit der Grundoption für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung.

Aus diesen deskriptiven und präskriptiven Überlegungen werden sodann politische Folgerungen gezogen, die im Schlusskapitel überdies zu Empfehlungen an die Schweizer und Schweizerinnen für ihre Mitwirkung am Aufbau einer europäischen Friedensordnung konkretisiert werden. Dabei wird das KSZE-Modell dem EG-Modell vorgezogen und zugleich überlegt, wie einerseits der KSZE-Prozess fortgesetzt und anderseits mit den EG-Institutionen verschränkt werden könnte. Weiter nicht erörtert werden die aus ethischer Sicht erforderlichen Veränderungen des EG-Modells bzw. der EG-Wirklichkeit; die demokratischen, sozialen und ökologischen Vor-

würfe an die EG-Integrationsbewegung bedürften einer eigenen sorgfältigen Abklärung.[3]

Als besondere Aufgaben der Kirchen bei der Förderung der Verständigung innerhalb Europas und zum Aufbau einer europäischen Friedensordnung werden in den Empfehlungen aufgeführt: für diese Friedensordnung einzutreten und die zu beachtenden ethischen Kriterien in die Europadebatte einzubringen, in ihrem eigenen Handeln die europäische Verständigung zu fördern, ihre eigene Organisation auf europäischer Ebene soweit auszubauen, dass ihre Stimme auch in den europäischen Organisationen gehört wird. Ebenfalls «an die Kirchen» gerichtet werden müsste der allgemeine Appell zur Verstärkung des zwischengesellschaftlichen Austausches (beschränkt man die Kirchen nicht auf ihre leitenden Organe): Hier haben die Verbände eine gute Tradition, die es fortzuführen gilt; hier haben aber auch neue Gruppierungen und Vernetzungen – wie etwa der «Kairos-Europa-Prozess»[4] – eine Aufgabe, die nur sie wahrnehmen können.

Rolf Weibel

[1] Frieden in Europa. Eine Herausforderung für die Schweiz. Herausgegeben vom Institut für Sozialethik des [Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes] SEK und von der Schweizerischen Nationalkommission Justitia et Pax = Studien und Berichte aus dem Institut für Sozialethik des SEK, Nr. 41, und Publikationsreihe der Kommission Justitia et Pax, Nr. 23, Bern 1991, 44 Seiten [erhältlich bei: Justitia et Pax, Postfach 6872, 3001 Bern].

[2] Siehe dazu: Für ein christlich geprägtes oder ein konfessionell gespaltenes Europa?, in: SKZ 159 (1991) Nr. 45, S. 689 f.

[3] Als knappe Einführung in den Sachstand wie die ethische Diskussion liegt neuerdings die Dokumentation der Gwatter Tagung «Die Integration Europas als Herausforderung an die Kirchen» vor (ISE-texte 12/91 [erhältlich bei: Institut für Sozialethik des SEK, Sulgenauweg 26, 3007 Bern]).

[4] Kontaktadresse: Kairos Europa, Andrea Stadler-Koster, Kirchgasse 8, 6110 Wolhusen, Telefon 041-71 25 47.

Pastoral

Bewahrung der Schöpfung

Die Gebetsintentionen, die uns Papst und Schweizer Bischöfe für den November vorlegen,[1] sind trotz anderen Worten dem Sinn nach die gleichen. Beidemale geht es um die Bewahrung der Schöpfung. Auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil war davon noch nicht die Rede. Die Aussagen blieben in der pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute (Gaudium et Spes) auf den Menschen konzentriert. Doch die Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren zwang die Christen, den Blick auch auf die aussermenschliche Schöpfung zu richten. Verschiedene Initiativen, vor allem von seiten des Ökumenischen Rates der Kirchen, führten 1989 zum konziliaren Prozess auf der Europäischen Ökumenischen Versammlung «Frieden in Gerechtigkeit» in Basel. Ein Jahr später folgte die Fortsetzung auf Weltebene in Seoul.

■ Wird der Mensch die Katastrophe abwenden?

Es geht hier nicht darum, Neues über ein Thema zu sagen, das hierzulande in den Gedanken und im Munde aller ist. Wir wissen, dass die Zeit drängt. Zwar konnte man vor kurzem in der Zeitung lesen, dass die Gefahrenuhr von einer Kommission von fünf auf zehn Minuten zurückgestellt wurde dank der erfolgten atomaren Abrüstung. Etwas beruhigen konnte auch die Nachricht von der erfolgreichen Löschung der brennenden Ölquellen in Kuwait. Die Voraussagen, die mit drei bis fünf Jahren Löschzeit rechneten, wurden durch die Tatsachen widerlegt, wie schon vor einigen Jahren bei der Rheinverschmutzung durch den Brand der Lagerhallen von Sandoz. Auch die Befürchtungen über eine globale Klimakatastrophe infolge der gewaltigen Rauchmengen erwiesen sich als grundlos. Der Mensch hat es offensichtlich wieder einmal geschafft. Das könnte viele in dem naiven Glauben bestärken, wir sollten alles nicht so ernst nehmen, der Mensch werde letztlich doch mit den Dingen fertig.

Sicher verdienen die Geschicklichkeit und das Können, die Tatkraft und die Effizienz, die bei der Bewältigung dieser letzten Katastrophe gezeigt wurden, grosse Bewunderung. Es ist auch gut, dass sie das Selbstvertrauen der Menschen stärken. Dennoch, so heisst es in der NZZ vom 6. November (S. 3) sind «in Kuwait die langfristigen Folgen der Russpartikel auf die Gesundheit von Mensch und Tier, die ökologischen Konsequenzen der immer noch in der Wüste liegenden 30 bis 60 Millionen Fass ausgelaufenen Öls, die Schäden am marinen Leben durch jene Millionen Fass Rohöl, welche Hussein während des Golfkriegs direkt ins Meer fliessen liess, ungewiss. Die langfristige Bilanz könnte nicht nur Kuwait teuer zu stehen kommen.»

Schweizerhalle und Kuwait waren Rettungsoperationen nach erfolgten Katastrophen, die wahrhaftig viel Schaden an der Natur anrichteten. Beidemale war man zum Handeln gezwungen. Entscheidender aber wird sein, solche und andere Katastrophen zu vermeiden, indem man vorsorgt. Kuwait ist nur ein Beispiel einer viel allgemeineren und alltäglichen Verschmutzung von Luft, Wasser und Boden. Um die Gefahren zu meistern, sind ungeheure Kräfte nötig und vor allem auch eine riesige Solidarität, die die ganze Welt umfasst. Die Menschheit ist aufs letzte gefordert. Sind dafür nicht auch Gottvertrauen und Gebet ganz wichtige Mittel und Kräfte?

■ Die Ausschaltung von Gott

Es ist merkwürdig. Da bezeichnen die einen die katastrophale Ausbeutung der Natur als «gnadenlose Folge des Christentums»[2]. Der biblische Schöpfergott soll daran schuld sein durch die Vollmacht, die er den Menschen gab: «Wachset und mehret euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Lande regen» (Gen 1,28). Die heutigen Bibelwissenschafter erklären deutlich, dass sich täuscht, wer dieses Unterwerfen und Beherrschen als Ausbeuten versteht.[3] Schlimmer jedoch ist das Vergessen des grossen Zusammenhangs der Bibel, in den dieser Vers hineingehört. Es ist zum Beispiel ausgedrückt in Psalm 24 (V. 1): «Dem Herrn gehört die Erde und, was sie erfüllt, der Erdkreis und seine Bewohner.»

[1] Gebetsmeinung für *November* 1991: *Papst:* Dass sich alle die Bewahrung und Achtung der Natur zu Herzen nehmen; *Schweizer Bischöfe:* Dass wir die Schöpfung nach dem Willen des Schöpfers bewahren.

[2] Vgl. Carl Amery, Das Ende der Vorsehung, Hamburg 1972.

[3] Vgl. den Beitrag von Norbert Lohfink in: Sind wir noch zu retten? Schöpfungsglaube und Verantwortung für unsere Erde, hrsg. von Günter Altner, Regensburg 1978, S. 15–39.

Hochfest Christkönigssonntag: Joh 18,33b–37

■ 1. Aufbau

Innerhalb des längeren Abschnitts über Verhör und Auslieferung Jesu durch Pilatus (18,28–19,16a) bildet die liturgische Perikope nach der Einladung (18,28) und der Erhebung des Anklagegrundes (18,29–31.32) den ersten Höhepunkt. Sie bereitet die erste Unschuldsfeststellung durch Pilatus (18,38b–40) vor. Die Texteinheit (sie umfasst 18,33–38) ist als Dialog aufgebaut, in der Jesus als Sprechender zunehmend die bestimmende Rolle einnimmt (vgl. 18,34.36.37b). Die Fragen des Pilatus (vgl. 18,33b.35.37a.38a) beschränken sich demgegenüber auf die literarische Funktion, das Gespräch thematisch voranzuführen.

■ 2. Aussage

Die von Pilatus an Jesus gestellte Frage (18,33b) entspricht nicht dem bisherigen Erzählverlauf. Die unvermutete Einführung des neuen Themas «König» zeigt die Absicht des Verfassers: Es geht ihm um die Hervorhebung bedeutsamer Momente des Geschehens. Mit der Frage wird eine Information des Pilatus seitens der Ankläger Jesu vorausgesetzt (vgl. 18,35; 19,12). Das damit eingeführte Wortfeld bleibt in der Passionserzählung bestimmend (vgl. zuvor nur 1,49; 6,15; 12,13; sodann noch 19,12.14.15 bzw. 18,39; 19,3.19.21). Die Antwort des Pilatus auf die Gegenfrage Jesu (18,34) zeigt, dass nicht eigene Verständigkeit ihn zum Nachforschen nach dem Königtum Jesu geführt hat. Im Blick auf den Fortgang des Gesprächs ist vorauszunehmen, dass sich Pilatus als Repräsentant der Welt (des Kosmos) erweist (vgl. besonders 18,38a).

In der neuerlichen Antwort des Pilatus (18,35) nennt der Evangelist die Verursacher des Geschehens. Im Blick auf eine Schuldbeurteilung wird dies 19,12 nochmals aufgegriffen. Dabei fällt neben den Hohepriestern die ausdrückliche Erwähnung des Volkes und dessen Zuordnung zu Jesus auf. So wird die gesamte Spannung und theologische Tragik (vgl. dazu 11,52!) erkennbar. Die Antwort Jesu (18,36) hat den Charakter einer den Augenblick weit übersteigenden Rede, in der die Frage des Pilatus nicht ausdrücklich berührt wird. Jesus greift vielmehr das Thema «König» (18,33) auf und erläutert die Eigenart seiner Königsherrschaft. Diese wird zunächst der Welt gegenübergestellt. Das bedeutet nicht zugleich eine gänzliche Abgrenzung zum irdischen Bereich, sondern eine genauere Differenzierung: Die «Welt» ist für den Evangelisten ein mehrschichtiger und zunächst noch wertneutraler Begriff. Sie wird in erster Linie als der Ort des Handelns Gottes in Jesus Christus umschrieben (vgl. 3,16, so auch 1,9–10). Erst aufgrund der Ablehnung der Sendung Jesu durch die Menschen in der Welt erhält die Welt selbst eine negative Wertung (vgl. 1,9–10; 3,18–19). Deshalb sind auch die Jünger (also die Menschen, die zum Glauben an Jesus, den Christus, kommen) zwar *in* der Welt, aber sie sind nicht *aus* der Welt (vgl. 17,11.14b). Die Abgrenzung der Königsherrschaft Jesu gegenüber der Welt bedeutet dann zunächst, dass sie nicht *nach Art* dieser Welt ist, also nicht irdisch-herkömmlicher Vorstellung entspricht. Wäre dies der Fall, so könnte Jesus in Anspruch nehmen, was bei Königen in dieser Welt gilt: den Einsatz ihrer Diener für den König.

Bevor nach dieser negativen Abgrenzung das Königtum Jesu positiv umschrieben wird (so 18,37b), gibt die Zwischenfrage des Pilatus (18,37a) die Möglichkeit, eine Bestätigung der Königswürde im Munde Jesu einzufügen. Dieses Königtum steht in unmittelbarer Beziehung zur Sendung Jesu. Bezeugung der Wahrheit ist johanneische Umschreibung für die Bezeugung Gottes: In der Sendung Jesu sollen Gottes Wesen und seine Herrlichkeit offenbar werden (vgl. 1,18; 17,6; weiters 126,13). Nach ihrer Vollendung geht Jesus zum Vater (vgl. 13,1–2; 17,11 und öfters).

Da sich die Welt als der Ort des Unglaubens erwiesen hat, ergibt sich konsequent, dass sie dieses Königtum Jesu nicht verstehen und nicht annehmen kann, weil sie keinen Zugang zur Wahrheit (Gottes) hat. Das Bild vom Hören der Stimme (18,37) erinnert an das entsprechende Bildwort vom Hirten und von den Schafen (vgl. 10,1–18). Das Kriterium dafür ist das «Sein aus der Wahrheit», das bedeutet: Gemeinschaft mit Gott haben bzw. zum Glauben an Jesus kommen (vgl. die diesbezügliche Auseinandersetzung in 8,12–47).

Die den Perikopenschluss gestaltende Frage des Pilatus (18,38a) zeigt in aller Knappheit das Unverständnis der Welt: Wahrheit in diesem Sinn ist keine Realität für Pilatus. Wie 18,38b–40 zeigen, ist die Frage nicht spöttisch zu verstehen, sondern Ausdruck des respektgebietenden Nicht-Verstehens.

Ein Urteilsgrund wird also nicht zutage gebracht. Vielmehr werden in diesem Gespräch die Person Jesu und seine Sendung vor dem Hintergrund seiner Königswürde profiliert.

Die Perikope nimmt im Gespräch voraus, was sich in der Vollendung der Stunde Jesu am Kreuz ereignen wird. Darin erhält das Sprechen von der Erhöhung (vgl. 12,12) eine mehrfache Dimension. Es bezieht sich letztlich auf die am Kreuz erfolgende Proklamation Jesu als des Königs der Juden (19,19), die durch entsprechende Hinweise (vgl. 19,5.14) vorbereitet ist. Damit wird die Gottesoffenbarung in Jesus zu einem Höhepunkt gebracht. Es geht also nicht um ein «Sich selbst zum Sohn Gottes/zum König Machen» (19,7.12), sondern um die Verherrlichung des Sohnes durch den Vater (vgl. 8,18; 12,38; 17,1).

■ 3. Bezüge zu den Lesungen

In den Lesungen (Dan 7; Offb 1) wird in apokalyptischer Sprache das Kommen des endzeitlichen Königs beschrieben; dies kann als Deutung zu Joh 18,36 in anderer literarischer Gattung verstanden werden.

Walter Kirchschläger

Walter Kirchschläger, Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Luzern, schreibt für uns während des Lesejahres B regelmässig eine Einführung zum kommenden Sonntagsevangelium

Gott ist also der Eigentümer der Erde, die Welt ist erschaffen zu seiner Ehre.

Von daher, heisst es im Schlussdokument der Basler Versammlung, «muss die in den letzten Jahrhunderten vorherrschende Ethik neu durchdacht werden, die – im Gegensatz zur wahren Bedeutung des Wortes Gottes – der Menschheit gestattete, die Schöpfung für ihre eigenen Zwecke zu ‹beherrschen›. Stattdessen sollten die Menschen Haushalter im Dienste Gottes und der Schöpfung sein. Deshalb sind wir im Gehorsam gegenüber Gott zur Erhaltung und Förderung der Schöpfung zum Wohle künftiger Generationen verpflichet» (Nr. 34). Das Umdenken zum eigentlichen gottgegebenen Sinn der Schöpfung ist eine regelrechte «metanoia», zu deutsch «Busse». Die Schuld der Menschen besteht nicht im Irrtum, der seiner Begrenztheit zuzuschreiben ist, sondern vielmehr in der Gottesvergessenheit und Anmassung, mit der er die ganze Welt auf sich bezog, wie wenn er die letzte Bestimmung darüber hätte. Die Folgen davon sehen und

erleiden wir heute. Sie und die daraus erwachsende Bedrohung müssten uns dazu führen, Zuflucht zu Gott, dem Schöpfer und Herrn der Welt und der Menschheit, zu nehmen und auf seine Stimme zu hören.

■ **Das Gebet um Frieden**

Die Basler Versammlung diente nicht bloss der gemeinsamen Beratung und Vergewisserung der Kirche, sie war ebenso eine Zusammenkunft zu gemeinschaftlichem Gebet. Das Schlussdokument bezeugt diesen Geist des Gebetes. Es beginnt nämlich mit einer Danksagung: «Wir danken Gott, dem Schöpfer allen Seins; wir danken Gott dem Sohn, der die Welt mit dem Vater versöhnt hat und allen Menschen, dem einzelnen wie der Menschheit, das Heil anbietet; und wir danken Gott, dem Heiligen Geist, der Leben schenkt und vollendet» (Nr. 2). Am Schluss des Dokuments wird die Überzeugung ausgesprochen, dass der ökumenische Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, wie er in Basel ablief, in erster Linie ein Werk des Heiligen Geistes ist. «In Einheit mit ihm können wir weiterarbeiten und uns freudig und mutig engagieren. Wir glauben, dass der Heilige Geist die tiefste Quelle des Lebens, der Gerechtigkeit und des Friedens und der Bewahrung der Schöpfung ist» (Nr. 99). Es ist darum nur folgerichtig, wenn dieser Glaube in das Bittgebet mündet: «Herr, mach uns zu Werkzeugen Deiner Gerechtigkeit. Mach uns zu Werkzeugen Deines Friedens. Mach uns zu Werkzeugen der Erneuerung Deiner Schöpfung» (Nr. 100).

Eugen Frei

Der Jesuit Eugen Frei schreibt für uns, abwechselnd mit seinem Mitbruder Hans Schaller, die Besinnungen zu den Monatsgebetsmeinungen

Theologie

Der Theologischen Fakultät Luzern soll ein universitäres Umfeld geschaffen werden

Im Zusammenhang mit dem Dies Academicus, der feierlichen Eröffnung des neuen Studienjahres, hat die Theologische Fakultät Luzern öffentlich mit Freude und Zufriedenheit auf den politischen Willen der Luzerner Regierung geantwortet, die «heutige Theologische Fakultät... in zwei selbständige Fakultäten» aufzuteilen und «das bisherige Philosophische Institut... damit gleichwertig zur Theologischen Fakultät» zu stellen. Diese Entflechtung der bisherigen Fakultätsstruktur stellte der Rektor der Fakultät, Prof. Walter Kirchschläger, in seinem Bericht im Rahmen der akademischen Feier allerdings vor allem in einen interuniversitären Zusammenhang.

■ **«Liturge Jesu Christi»**

Sie hätte ebensogut als Möglichkeit zusätzlicher Kontakte der Theologie zu anderen Wissenschaften begrüsst werden können, wurden doch am Dies Academicus noch weitere Bezüge der wissenschaftlichen Theologie thematisiert. In der Predigt des Festgottesdienstes bedachte der Magnus Cancellarius der Fakultät, Diözesanbischof Otto Wüst, den unverzichtbaren Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen [christlichen] Theologie und dem Dienst an der Person Jesus Christus und seiner Sache; und im Festvortrag zeigte der Wiener Neutestamentler Jacob Kremer auf, was es bedeutet, wenn die Bibel als «Wort Gottes in menschlicher Sprache» ernst genommen wird.

Das Berufsziel der Theologiestudierenden, der Dienst am Reich Gottes, setze eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus voraus, erklärte der Bischof Wüst, indem er das in der Lesung zum Ausdruck gekommene Selbstverständnis des Paulus als «Diener Christi Jesu – leitourgos Christou Iesou» (Röm 15,16) auf sie hin auslegte; das Mühen der Studierenden müsse – unbeschadet der Erfordernisse der wissenschaftlichen Theologie – auf Jesus hin ausgerichtet sein, die innere Verbindung mit ihm sei die Haltung, die dem Studienjahr seine Seele gebe. Die Studien müssten aber auch – und hier knüpfte er an das im Evangelium vorgetragene Gleichnis vom unehrlichen, aber auf seine Zukunft bedachten und deshalb gelobten Verwalter an – auf die berufliche und eschatologische Zukunft ausgerichtet sein: Ein Seelsorger, eine Seelsorgerin können Jesus Christus nur verkündigen, wenn sie von ihm auch ergriffen seien.

■ **Das verworfene Universitätsprojekt ist Vergangenheit**

Den Festakt, den das Dreilindenquartett musikalisch gestaltete, eröffnete Rektor Kirchschläger nach der Begrüssung einer illustren Gästeschar mit seinem Bericht über personelle Entwicklungen, Projekte und Vorhaben sowie die Struktur der Fakultät und ihren hochschulpolitischen Standort.

Im vergangenen Studienjahr musste die Theologische Fakultät von mehreren Mitgliedern in unterschiedlicher Weise Abschied nehmen. Am 17. September 1991 verstarb Alois Müller, von 1973 bis 1989 Ordinarius für Dogmatik und Liturgiewissenschaft. Der seit 1986 in Luzern als Professor für Kirchengeschichte wirkende Konstantin Maier wechselte mit Beginn des neuen Studienjahres an die Universität Eichstätt; Privatdozent Peter Dschulnigg konnte mit Beginn des Sommersemesters 1991 den Lehrstuhl für Exegese des Neuen Testaments an der Ruhr-Universität Bochum übernehmen; auf Ende des Sommersemesters 1991 ist Georges Schelbert nach 25jähriger Lehrtätigkeit am Katechetischen Institut zurückgetreten, und seine Nachfolge hat Marie-Louise Gubler angetreten.

Abgeschlossen wurden im vergangenen Studienjahr zum einen die Revision der Studien- und Lizentiatsprüfungsordnung des Philosophischen Instituts, die bereits in Kraft getreten ist, und zum andern die Studienreform des Katechetischen Instituts, mit der die kirchliche Jugendarbeit, die Eltern- und Erwachsenenbildung sowie die Gemeindekatechese stärker berücksichtigt werden sollen.

Die Strukturreform der Theologischen Fakultät, die zum Ausbau ihres Philosophischen Instituts zu einer eigenständigen Fakultät führen soll, ist auch Ausdruck ihres Engagements im Rahmen der schweizerischen Universitätslandschaft. So wendet sie bereits jetzt die Mobilitätskonvention der Schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz auf der Basis der vorausgesetzten Reziprozität an, und so wurde ihr auch schon der ständige Gaststatus in diesem Gremium zuerkannt. Diese gute Entwicklung wäre nicht möglich geworden, erklärte Rektor Kirchschläger nachdrücklich, ohne die Atmosphäre der ehrlichen Klarheit und des Vertrauens zwischen der Fakultät und dem Erziehungsdepartement und seiner Vorsteherin wie die unvoreingenommene Offenheit des Magnus Cancellarius: «Dass der Theologischen Fakultät Luzern diese gut gefügte, heute doch recht selten gewordene Konstellation erhalten bleibt, ist einer der vordringlichen Wünsche, die den heutigen festlichen Anlass begleiten.»

Das Schlusswort der Departementsvorsteherin, Regierungsrätin Brigitte Mürner-Gilli, war dementsprechend auch ein dankbares und zuversichtliches Wort. Sie erinnerte an die Herausforderungen an die Höhere Bildung, auf die sie im Schlusswort des letztjährigen Dies Academicus eingegan-

gen war, und insbesondere an die Frage nach dem Ort Luzerns im schweizerischen Hochschulsystem. Nachdem die Lähmung im Gefolge der Ablehnung der Universitätsvorlage von 1978 allmählich überwunden sei, gelte es heute wahrzunehmen, was es in Luzern überhaupt gebe, gelte es auch den Austausch zwischen den schweizerischen Hochschulen zu fördern. Um den eingeschlagenen Weg erfolgreich weitergehen zu können, brauche es «Phantasie und Ausdauer und Solidarität».

■ Kein «Wort Gottes» ohne Menschenwort

Der Rektor der Theologischen Fakultät Luzern pflegt in seinem zweiten Amtsjahr jeweils einen Gastreferenten für den Festvortrag des Dies Academicus einzuladen; so hat Rektor Kirchschläger seinen Lehrer an der Wiener Universität, Jacob Kremer, eingeladen, über das heutige Lesen der Bibel als Wort Gottes zu sprechen. Professor Kremer hatte dabei sowohl jene im Blick, denen es schwerfällt, die Bibel als «Wort Gottes» zu verstehen, wie auch jene, die sich der Bibelwissenschaft verschliessen. Dabei unternahm er es, erstens in Erinnerung zu rufen, «inwiefern heute überhaupt noch von ‹Wort Gottes› gesprochen werden kann», zweitens zu erklären, «dass die Bibel Wort Gottes, aber in menschlicher Sprache ist», drittens diese traditionelle Lehre im Licht der neueren Sprach- und Kommunikationstheorie zu erhellen, und schliesslich einige Folgerungen für das heutige Bibellesen aufzuzeigen.

Zunächst bedachte Jacob Kremer Bedingungen der Möglichkeit, ein «Wort Gottes», eine Selbstkundgabe Gottes wahrzunehmen. Dazu gehört für ihn an erster Stelle, dass sich der Mensch mit der positivistischen Sicht der Welt nicht zufriedengibt, dass er sich als ein «Hörer des Wortes» verstehen kann. Sodann sei angesichts des erweiterten Verstehenshorizonts des Menschen zu beherzigen, was früher schon grosse Theologen zu bedenken gaben: «Gott ist immer grösser»; deshalb gibt es kein «reines Wort Gottes», unabhängig von der menschlichen Sprache. Und schliesslich ist der Erkenntnisweg zu diesem ergangenen Wort Gottes nicht die Argumentation, sondern das Vertrauen in das Zeugnis der Betroffenen.

Die Bibel berichtet indes nicht nur über ein ergangenes Wort Gottes, sondern ist – wie in ihr selbst schon zu erkennen ist – weitergehende Anrede Gottes. Sie ist es aber in der Sprache und im Wissensstand früherer Generationen, so dass schon in der Bibel jüngere Schriften ältere neu lesen («relecture»). Durch dieses Ernstnehmen der menschlichen Verfasserschaft ihres «Wortes Gottes» unterscheiden sich im übrigen Christen und die meisten Juden von den Muslimen, auch wenn es immer noch christliche Vertreter der Verbalinspiration gibt.

Einen neuen Zugang zum Bibelverständnis eröffnet die Einsicht der neueren Sprach- und Kommunikationswissenschaft: Jeder Sprecher oder Schreiber vermittelt durch den Text dem Hörer eine Botschaft, so dass das Ziel der Formulierung eines Textes erst dann erreicht ist, wenn dieser vom Hörer auch aufgenommen und verstanden wird. So besehen ist die Bibel nicht als solche schon «Wort Gottes», sondern «der Text, durch den Gott zu den Menschen spricht und ihnen eine Botschaft übermittelt». «Wort Gottes» ist so «das ‹Wortgeschehen›, in dem das Wort Gottes an den Hörer bzw. die Leser ergeht». Dementsprechend umfasst die Inspiration nicht nur die schriftliche Fixierung des Textes, sondern auch dessen Lesen und Verstehen. Dieses Inspirationsverständnis «macht zugleich deutlich, wie eng jede Auslegung der Bibel als Wort Gottes an den Raum des Pneuma, das heisst an die Kirche gebunden ist». Daraus ergibt sich aber auch, dass die Auslegung der Bibel als «Wort Gottes» sich nicht auf die historisch-kritische Auslegung des vorliegenden Wortlautes beschränken kann, sondern «ausserdem auf das Vernehmen des Wortes Gottes, das die Texte vermitteln, durch die Leser hingeordnet bleiben» muss.

■ Von der Notwendigkeit der Übersetzung

Aus diesen grundsätzlichen Erwägungen zog Jacob Kremer abschliessend zwei hauptsächliche Folgerungen für das heutige Lesen der Bibel als Wort Gottes: Einerseits ist eine sachbezogene Übersetzung notwendig, anderseits eignet der Bibelwissenschaft nur eine dienende Funktion. Übersetzt werden muss nicht nur der biblische Text aus der Ursprache in eine moderne Sprache, sondern es sind «auch die aus einer uns fremd gewordenen soziokulturellen Situation stammenden Aussage- und Darstellungsweisen so zu erklären, dass sie dem Leser nicht unverständlich bleiben oder ihn sogar abstossen, sondern ihn ansprechen»; einer solchen sachbezogenen Übersetzung bedürfen namentlich die mythische Sprache und die apokalyptischen Vorstellungen.

Die wissenschaftliche Arbeit am Text der Bibel macht damit ernst, dass das Wort Gottes «in der Geschichte und in menschlicher Sprache an uns ergangen» ist, und sie leistet deshalb bei der Vermittlung der biblischen Botschaft wie bei der Abwehr ihrer Missverständnisse einen unverzichtbaren Dienst. Anderseits erheben die historisch-kritische Exegese wie neuere sprachwissenschaftliche Erklärungen nicht (mehr) den Anspruch, allein sagen zu können, «was wirklich in der Bibel steht und was Gott uns durch sie sagt». Zudem ist nicht jeder einfache Zugang zur Bibel ausgeschlossen; mehr noch, ist es schliesslich Aufgabe der Bibelwissenschaft, zu einem «einfachen» Lesen anzuleiten. «Exegetische Erklärungen dürfen nämlich niemals an die Stelle biblischer Texte treten, vielmehr müssen die Fachleute am Ende ganz zurücktreten, damit die Leser sich vom Text selbst ansprechen lassen und durch ihn – sozusagen in einer ‹zweiten Naivität› (P. Ricoeur) – das Wort Gottes, ja Gott selbst, ‹einfach› vernehmen.» So sind wir «in dieser Welt nicht uns selbst überlassen und einem blinden, stummen Schicksal preisgegeben, sondern Hörer und Gesprächspartner Gottes».

Rolf Weibel

Neue Bücher

Die Kirche im Neuen Testament

Fragen rund um das Kirchen- und Amtsverständnis halten die (katholische) Kirche und Theologie schon längere Zeit in Atem. Ging es zunächst vor allem um die «Fälle» von Konflikten zwischen einzelnen Theologen und dem Lehramt, so dreht sich die Auseinandersetzung in den letzten Jahren vorrangig um die Praxis und das Selbstverständnis der Kirchenleitung und damit um «strukturelle» Fragen. Diese weitgefächerte Diskussion um «Ekklesiologisches» wird auf verschiedenen Ebenen ausgetragen. Immer wieder geht es dabei um die «richtige» Interpretation zweier Textkorpora: um die Dokumente des 2. Vatikanums und um das Neue Testament.

■ Der Aktualitätsbezug der exegetischen Arbeit

In diesen Diskussionszusammenhang lassen sich auch eine ganze Reihe neutestamentlicher Publikationen einordnen. Allerdings wird der aktuelle Kontext in den verschiedenen Diskussionsbeiträgen in sehr unterschiedlichem Ausmass thematisiert und reflektiert bzw. ausgeblendet. Dieser Unterschied ist auch bei den beiden hier vorzustellenden neuen Büchern auffällig. Wäh-

rend der Mainzer Neutestamentler Ludger Schenke diesen Zusammenhang in seinem Buch über «Die Urgemeinde. Geschichtliche und theologische Entwicklung»[1] mit keiner Silbe erwähnt, formuliert Walter Kirchschläger (Luzern) ihn schon im ersten Satz des Vorwortes zu seiner Darstellung über «Die Anfänge der Kirche. Eine biblische Rückbesinnung»[2] ausdrücklich: «Der Anlass für eine Beschäftigung mit den Anfängen der Kirche ist in den innerkirchlichen Ereignissen der letzten Jahre zu suchen» (11).

Dieser Hinweis auf die Aktualität des Themas wirft fast zwingend die Frage auf, wie denn der Zusammenhang zwischen den Anfängen der Kirche und der heutigen Kirchenwirklichkeit sachgemäss zu denken ist. Diese Fragestellung birgt etliche Schwierigkeiten und einigen Zündstoff in sich, geht es dabei doch zum einen um die Problematik der «Verbindlichkeit» der Bibel für die Kirche, zum anderen aber auch um konkrete und kontroverse Sachfragen, wie etwa die Diskussionen um die Frauenordination zeigen.

■ Die Verbindlichkeit der Bibel

Klärungen solcher hermeneutischer Grundfragen sucht man sowohl bei L. Schenke als auch bei W. Kirchschläger vergebens, was vor allem bei letzterem erstaunt. Das Vorwort hätte sie eigentlich erwarten lassen, da es programmatisch formuliert: «Um der komplexen Aufgabe auch methodisch einigermassen gerecht zu werden, ist verschiedentlich die historische Rückfrage mit dem Versuch der theologischen Zusammenschau und Deutung verbunden» (11). Offenbar hat auch der Autor selbst diese Schwierigkeit empfunden, schreibt er doch in einer «Nachbemerkung»: «Aktueller Bezugsetzungen habe ich mich enthalten: Ich meine, diese liegen vielfach ohnehin – und oft allzu deutlich! – auf der Hand» (190). Sieht man allerdings genauer hin, wird man feststellen, dass «aktuelle Bezugsetzungen» nicht völlig fehlen, sondern – oft «unter der Hand» – im Text eingestreut sind. So wird im Zusammenhang mit der Erörterung des Petrusdienstes auf den «Begriff der Kollegialität» zurückgegriffen, «um zu beschreiben, wie das Verhältnis im Kreis der Verantwortlichen gewesen ist» (119, vgl. 139). Und im Zusammenhang mit der Berufung der Zwölf wird bemerkt: «Die Einschränkung auf Männer ist also nicht als wesentlich, sondern als zeitbedingt einzustufen» (127).

■ Auf der Suche nach einem Gesamtbild

Insgesamt aber ist das Buch eine stärker bibeltheologisch als exegetisch ausgerichtete, an einem neutestamentlichen Gesamtbild von Kirche interessierte Übersichtsdarstellung, die mit «Umschreibungsversuchen» zur Frage «Was ist Kirche?» einsetzt (13–22) und mit Überlegungen zu «Grundhaltungen» und «Grundlagen» eines am Neuen Testament orientierten Kirchenbildes schliesst (168–189). Diesem Konzept entspricht auch der mehrfache Hinweis darauf, dass Kirche «nicht auf eine rein soziologische Gegebenheit reduziert werden» darf (74, vgl. 12.32). Folgerichtig legt Kirchschläger auch grossen Wert darauf, «dass Kirche nach der Absicht Jesu als geordnete, strukturierte Gemeinschaft verstanden wird» (122) und dass «das Kirchenverständnis Jesu und der österlichen, nachösterlichen Gemeinden» für das Aussehen der Kirche bestimmend ist (158).

Zu diesem Kirchenverständnis trägt Kirchschläger in seinem allgemeinverständlichen, für eine breitere Leser- und Leserinnenschaft konzipierten Buch eine ganze Reihe von wichtigen Beobachtungen zusammen. Dabei zeichnet er einerseits die historische Entwicklung nach, schafft anderseits aber auch thematische Einheiten. Obwohl er dabei die Vielfalt der neutestamentlichen Kirchenwirklichkeit immer wieder betont (bes. 185–189), liegt ihm sehr daran, auch die dahinterliegende Einheit im «Grundsätzlichen» herauszustellen. Die Eigenheiten der Situationen in den verschiedenen neutestamentlichen Gemeinden und der jeweiligen Kirchenbilder der neutestamentlichen Schriftsteller bekommen dadurch allerdings zu wenig Profil und die stark mit formalen Begriffen wie «Gemeinschaft», «Glaube», «Christuszugehörigkeit» usw. arbeitende Sprache birgt die Gefahr in sich, dass die tiefgreifenden Unterschiede zwischen der Kirche im ersten und im zwanzigsten Jahrhundert verwischt werden. Gerade die «innerkirchlichen Ereignisse der letzten Jahre» (11) haben die Notwendigkeit einer genaueren Klärung und Beschreibung der Beziehung zwischen Kirchenbild und Kirchenwirklichkeit deutlich gemacht. Meines Erachtens werden diese beiden Grössen von Kirchschläger in unzulässiger Weise auseinandergerissen, wenn er schreibt: «Insofern also ist Kirche nicht das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung oder einer soziologischen Notwendigkeit, sondern sie entspricht dem Wesen der Botschaft Jesu» (32).

■ Im Anfang war die Vielfalt

Die Problematik einer solchen Alternative zwischen «Soziologie» und «Botschaft», zwischen der «menschlichen» und der «göttlichen» Seite der Kirche ist mir durch die Lektüre des Buches von L. Schenke über die Urgemeinde noch schärfer bewusst geworden.

Allerdings wäre es unzulässig, die beiden Bücher direkt miteinander zu vergleichen oder sie gar gegeneinander auszuspielen. Das Buch von Schenke ist wesentlich umfangreicher, enthält mehr «Kleingedrucktes» und richtet sich primär an Theologen und Theologinnen. Die guten Literaturangaben zu Beginn jedes Abschnittes, die Wiedergabe sehr vieler biblischer und ausserbiblischer Quellentexte sowie die Register am Ende machen den Band zu einem hilfreichen und materialreichen Handbuch, dessen Gegenstand allerdings sehr begrenzt ist. Anders als Kirchschläger stellt Schenke nämlich nicht die gesamte Entwicklung der Kirche in neutestamentlicher Zeit dar, sondern beschränkt sich auf die Geschichte der christlichen Gemeinden in Palästina bis zum Jahr 70. Dabei liegt der Schwerpunkt der Darstellung naturgemäss auf der Entwicklung der Jerusalemer Gemeinde, dem «Vorort» der ersten Christenheit.

Der Vorzug einer so eingeschränkten Fragestellung besteht in der dadurch ermöglichten Anschaulichkeit und Präzision der Darstellung. «Soziologie» und «Theologie», die konkreten Menschen, aus denen die Urgemeinde bestand, und der Glaube dieser Urgemeinde werden in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und Wechselwirkung dargestellt. So führt Schenke den Lesern und Leserinnen die Vielfalt der Gruppen und Parteien im Frühjudentum vor Augen (34–65) und macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass die Männer und Frauen, die sich der Jesusbewegung anschlossen, von dieser Vielfalt geprägt waren und diese auch in die Urgemeinde einbrachten. Diese war von Anfang an ein vielfältiges und spannungsreiches Gebilde, in dem es unausweichlich zu Konflikten kommen musste. Besonders umstritten war dabei «die Stellung der Urgemeinde zu Gesetz und Tempel» (157–185). Die Vorstellung einer Urgemeinde, in der alle «ein Herz und eine Seele» waren, erweist sich als theologisches Konstrukt. Dementsprechend lässt sich auch die These, dass Vielfalt und Konflikte «Zerfallserscheinungen» darstellen und vom idealen Anfang wegführen, historisch nicht erhärten.

■ Eine zu wenig beachtete Gruppe: die christlichen «Hellenisten»

Für die theologische Entwicklung in den ersten Jahrzehnten, aber auch für den Übergang vom Judenchristentum zur gesetzesfreien Heidenmission haben nach der Darstellung von Schenke die «Hellenisten» eine entscheidende Rolle gespielt. Ihre Bedeu-

[1] Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart – Berlin – Köln 1990, 358 S.

[2] Verlag Styria, Graz – Wien – Köln 1990, 207 S.

Fortsetzung Seite 714

Vom Kreuzzug zur Befreiung?

Über die Geschichte der Christianisierung Lateinamerikas nachdenken bedeutet für die Kirchen in diesem Kontinent, nach Sinn und Neuorientierung der Evangelisation zu fragen.

von BEAT DIETSCHY

«Wehe uns! Trauern lasst uns – darüber, dass sie gekommen sind!» – heisst es in einer Maya-Chronik des 16. Jahrhunderts, dem Chilam Balam von Chumayel. «Denn die Christen kamen hierher mit dem wahren Gott. Doch das war der Anfang unseres Elends, der Anfang der Gewalttätigkeit, der Beginn der Beraubung von allem, der Anfang der Versklavung aufgrund der Schulden, der Anfang des Leidens.» Es war keine gute Nachricht, welche die Völker Amerikas vom christlichen Europa erhielten. Sie «brachte den Körpern Unterwerfung und den Seelen Eroberung» (Leonardo Boff). Wer sich nicht freiwillig unterwarf, dem wurde der Krieg erklärt: «... dann werden wir euch überall und auf gewaltsame Art mit Krieg überziehen, euch unter das Joch und unter den Gehorsam seiner Kirche und seiner Majestät beugen, eure Frauen und Kinder zu Sklaven machen, sie verkaufen und über sie nach dem Befehl Seiner Majestät verfügen», hiess es in der offiziellen Erklärung, welche die spanischen Eroberer beim Betreten jedes neuen Landes verlasen.

Das Christentum kam in die «neue Welt» nicht als Froh-, sondern als Drohbotschaft. An diesem Widerspruch entzündete sich der leidenschaftliche Protest von Missionaren wie Bartolomé de Las Casas. Vergeblich suchte er in Venezuela und Guatemala eine andere Art der Evangelisierung als die mit Feuer und Schwert durchzusetzen. Doch sein anklagender Satz: «Die Indios sterben vor der Zeit» wurde schliesslich zum Leitmotiv der theologischen Erneuerung, die ein Gustavo Gutiérrez mit seiner «Theologie der Befreiung» eingeleitet hat. Ausgangspunkt für sie war die gleiche Frage, die schon Las Casas bewegt hat: Wie kann man in einer Situation, die von Unrecht und Tod gekennzeichnet ist, den Gott des Lebens verkünden? Angesichts der Tatsache, dass auch nach beinahe fünfhundert Jahren für die grosse Mehrheit der Bevölkerung noch immer kein Ende der Gewalt, der Schuldsklaverei und des Leidens abzusehen ist, ist dies zum Brennpunkt nicht nur der Sozialarbeit, sondern auch der Glaubensverkündigung der Kirchen in Lateinamerika geworden.

Eroberung im Zeichen des Kreuzes: Ausschnitt aus einem Kupferstich von Theodor de Bry, der die Ankunft des Kolumbus in Amerika zeigt. Foto: Herzog/present

Neuer Wein in alten Schläuchen?

Auch die Vollversammlungen der lateinamerikanischen Bischofskonferenz in Medellin und Puebla haben die Notwendigkeit einer neuen, authentischen Evangelisierung bekräftigt, welche die Befreiung von Unwissenheit, Hunger, Not und Unterdrückung einschliesst. Befreiungstheologen wie Gutiérrez begrüssen es darum, dass die neue Evangelisation Hauptthema der nächsten Bischofskonferenz sein soll, die im Oktober 1992 in der Dominikanischen Republik stattfinden wird. Umstritten sind allerdings die Arbeitsdokumente, die dafür unter dem Titel «Neuevangelisation, Förderung des Menschen, christliche Kultur» vom lateinamerikanischen Bischofsrat (CELAM) vorgelegt worden sind. Denn die neue Evangelisierung wird darin hauptsächlich als Fortführung und Vervollkommnung der bisherigen verstanden. Und die Verfasser des Dokuments legen Wert darauf, «dass die erste Evangelisation, deren Beginn vor 500 Jahren wir feiern, und ihre Fortsetzung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die Basis der lateinamerikanischen Kultur und ihres katholischen Unterbaus gelegt haben».

Damit, so befürchten manche Kirchenleute, orientiere sich der CELAM im Grunde wieder an einem Modell der kolonialen Christenheit. Der «katholische Unterbau der lateinamerikanischen Kultur», betont Leonardo Boff in seinem vor kurzem auf Deutsch erschienenen Buch «Gott kommt früher als der Missionar», sei die Folge der «Eroberung der Seelen», einer «aufgezwungenen Moral des iberischen Katholizismus», und nicht «die Frucht der Begegnung des Evangeliums mit den Kulturen in einer Atmosphäre von Dialog und gegenseitiger Befruchtung». Die Kulturen der Urbevölkerung und der Schwarzen würden in den bisher vorliegenden Dokumenten erneut nur marginal behandelt, meint auch José Maria Vigil. Namentlich vermisst der in Nicaragua lebende Claretianer eine selbstkritische Bilanz kirchlicher Missionsarbeit. Ob es der CELAM nächstes Jahr in Santo Domingo, dem ersten Zentrum spanischer Macht in den Kolonien, dabei belassen wird, nur von «negativen Aspekten der 500 Jahre» und «Mängeln und Irrtümern» zu sprechen – ohne sie konkret zu benennen?

Mit eindeutigen Worten hat die ökumenische Vollversammlung der Kirchen in Canberra den 12. Oktober 1492 als «den Beginn von 500 Jahren des Genozids, der rassischen Unterdrückung und der ökologischen Zerstörung Amerikas» bezeichnet und die Kirchen zum Bekenntnis ihrer Mitschuld aufgefordert. Auch der Lateinamerika-Ausschuss der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hält in einer Erklärung unmissverständlich fest: «Christen waren und sind an der europäischen Machtergreifung und Herrschaftssicherung in Amerika entscheidend beteiligt.»

Weniger stark dürfte das Unrechtsbewusstsein evangelischerseits in der kirchlichen Basis verankert sein. Deshalb fordert die EKD die Gemeinden auf, beispielsweise darüber nachzudenken, wie «das aus mexikanischen und peruanischen Minen ins katholische Spanien transferierte Silber und Gold die protestantischen Mächte im 16. und 17. Jahrhundert erst erstarken liess und dann ihre Beteiligung an den ungerechten Strukturen des Welthandels ermöglichte». Auch der (evangelische) Lateinamerikanische Kirchenbund CLAI bemüht sich, mit Bildungskursen und einer Zeitschrift Mitgliedskirchen und Gemeinden für die Thematik zu sensibilisieren. «Wir müssen als Christen unser Wissen mehren», sagt CLAI-Generalsekretär Felipe Adolf, «und unser Bewusstsein stärken über den Missbrauch des Evangeliums während der Eroberung Amerikas.» Denn die Wunden der Eroberung sind bis heute nicht vernarbt. Die Debatten, die in Lateinamerika über Tragweite und Charakter der «ersten Evangelisierung» geführt werden, sind darum weit mehr als ein Historikerstreit. Es geht darin um die Neuorientierung kirchlicher Praxis in Richtung auf eine «nachkoloniale Evangelisierung» (Paulo Suess).

Reich Gottes oder Kolonialreich?

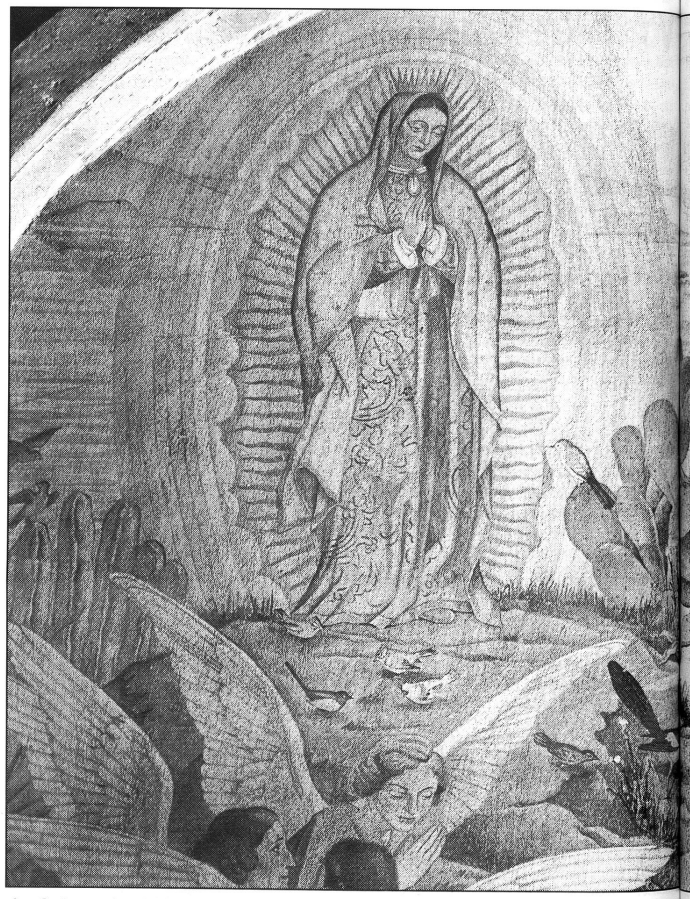
Kann überhaupt im Zusammenhang mit der Eroberung und Kolonialisierung Amerikas von einer wirklichen und authentischen Evangelisierung gesprochen werden? Es sind vor allem mit den indianischen Völkern verbundene Kir-

chenleute, die das bezweifeln. So erklärte der ecuadorianische Bischof Leonidas Proao noch kurz vor seinem Tod 1988, für ihn sei die Glaubensverbreitung keine echte, sondern geradezu eine perverse gewesen: «Die Christianisierung Lateinamerikas war, alles in allem, kein Dienst am Leben, sondern vielmehr ein Dienst am Tod.» Warum haben Christen, fragt sich auch Paulo Suess, der lange Jahre Sekretär des brasilianischen Indianermissionsrats gewesen ist, im Namen des Evangeliums traurige Gesichter in den Indianerdörfern hinterlassen? «Haben sie Gottes Wort falsch verstanden und aus dem Reich Gottes ein Kolonialreich gemacht?»

Eine theologische Beurteilung der bisherigen Missionspraxis ist allerdings auch angewiesen auf eine historische Evaluation ihrer Tragweite und Folgen. Auch darüber gehen die Meinungen seit jeher auseinander. Auf der einen Seite wurde lange Zeit die Christianisierung Lateinamerikas für gegeben betrachtet, auf der andern Seite die These vertreten, dass von den unterworfenen Völkern der christliche Glaube nur der äussern Form nach angenommen und mit Inhalten der eigenen religiösen Überlieferung gefüllt worden sei. Neuere Studien zeichnen ein differenzierteres und komplexeres Bild der Volksreligiosität. Diese hat allerdings nach Ansicht des belgischen katholischen Theologen und Kirchenhistorikers Joseph Comblin mit den ursprünglichen Evangelisationsprojekten kaum mehr etwas zu tun.

An einem ökumenischen Treffen, das im August in Managua stattfand und eine Bilanz von 500 Jahren der Evangelisation Lateinamerikas zu ziehen suchte, unterschied Comblin zwei historische Evangelisationsprojekte: das der Könige und das der Ordensleute. Das erstere war eine Folge der «Päpstlichen Schenkung» von 1493, in der Papst Alexander VI dem spanischen Königshaus mit den Hoheitsrechten über die neuentdeckten Länder auch die Verpflichtung zur Missionierung ihrer Bevölkerungen übertrug. Im Rahmen dieser Konzeption eines missionarischen Staates – die gleichzeitig die Eroberung legitimierte – ging die Kontrolle über die Kirchenverwaltung, die Auswahl von Bischöfen und die Versorgung der Bistümer ganz in die Hand der Krone und des königlichen Indienrats über. Ähnlich verhielt es sich in Kolonien, die den Portugiesen zugesprochen worden waren.

Nicht alle Kirchenleute übernahmen bereitwillig die zweideutige Rolle als Missionare und königliche Beamte. Viele allerdings befürworteten angesichts des hartnäckigen Widerstands, den vor allem die Völker Mexikos und Perus der Kolonialisierung entgegensetzten, die Notwendigkeit gewaltsamer Unterwerfung und Bekehrung. «Für diese Art von Leuten», schrieb José de la Anchieta, «gibt es keine bessere Predigt als Schwert und Eisenrute, denn es ist notwendig, dass sich das ‹nötige sie hereinzukommen› (Luk 14.23) erfülle». Als in Peru um 1600 entdeckt wurde, dass die einheimische Bevölkerung insgeheim weiterhin ihrem alten Glauben huldigte, wurde eine grosse Kampagne zur «Ausrottung des Götzendienstes» durchgeführt. «Es war eine seltsame Mischung von Evangelisation und Fahndung, von Mission und Inquisition», heisst es in einer Studie von Manuel Marzal über diese Epoche. Nach offiziellen Angaben des Vizekönigs wurden in vier Jahren über 10000 «heidnische Idole» zerstört und Tausende von Menschen der Hexerei überführt.



Am 9. Dezember 1531 erschien dem Azteken Juan Diego auf dem Berg, wo von seinem Volk die «ehrwürdige Mutter» verehrt worden war, die Mutter Gottes: «Man kann ganz Azteke und zugleich ganz Christ sein» (Leonardo Boff).

Foto: Herzog/present

Auf der andern Seite wurde die enge Symbiose von Eroberung und Evangelisierung von Ordensleuten wie Las Casas kritisiert. Obwohl auch er von der Voraussetzung ausging, das Christentum sei die einzig wahre Religion und diejenige der Indianer sei eine falsche, kam er angesichts der Versklavung und Ausrottung der einheimischen Bevölkerung zum Schluss: «In der neuen Welt ist die Sünde weder den Häretikern noch den Heiden zuzuschreiben, sondern den christlichen Kolonisatoren.» Evangelisierung und Gewalt hielt er für unvereinbar. Dominikaner wie Las Casas und Franziskaner, später auch Jesuiten suchten darum dem Vordringen der goldsuchenden Konquistadoren zuvorzukommen oder in Gegenden ohne Bodenschätze auszuweichen, um dort eine friedliche Missionsarbeit aufzubauen. Manche von ihnen waren von der Hoffnung beseelt, in diesen Gegenden das von Joachim von Fiore im 12. Jahrhundert angekündigte Friedensreich des Heiligen Geistes verwirklichen zu können. Das berühmteste Beispiel für diese Art der Mission waren die «Indianer-Reduktionen» der Jesuiten in Paraguay.

Das staatliche Missionsprojekt hat sich auf die Zentren der Kolonialgesellschaft beschränkt und hat nach Comblin ausser barokken Kirchen und Bischofspalästen kaum Spuren hinterlassen. Aber auch von den alternativen Evangelisationsprojekten der Orden habe wenig überlebt. Der «Jesuitenstaat» wurde im 18. Jahrhundert aus Gründen der Staatsräson zerstört. Die eigentlichen Evangelisatoren, meint Comblin, seien die nach Amerika gekommenen armen Spanier und Portugiesen gewesen, welche sich bald einmal mit der einheimischen Bevölkerung und oder den als Sklaven eingeschleppten Schwarzen vermischten und so die mestizische Landbevölkerung ausmachten. Sie hätten in vielen Gegenden, wo selten ein Priester oder Missionar hinkam, ihren mitgebrachten Glauben in den Familien bis heute weitergegeben, ihn freilich auch mit Elementen afrikanischen oder indianischen Ursprungs verbunden. Daran konnte die Kirche, die solchen Synkretismus stets verurteilt hat, nichts ändern – die Pastoralarbeit habe einen Grossteil der Landbevölkerung nie wirklich erfasst. In jüngster Zeit beobachtet Joseph Comblin allerdings in Brasilien ein rapides Verschwinden der jahrhundertelang überlieferten Volkskultur und -Religion: Das Fernsehen und die Auflösung der Familien und dörflichen Strukturen im Zuge der Landflucht haben ihr die Grundlagen entzogen.

Eine Evangelisation, die vom Volk ausgeht

Die Bilanz, die Comblin nach 500jähriger Christianisierung zieht, ist ernüchternd. Nach den Gründen befragt, antwortet er mit einer Gegenfrage: «Was können Inhaber der Macht vom Inhalt des Evangeliums mitteilen?» Er erinnert an Paulus, der es vorgezogen hat, von seiner eigenen Hände Arbeit zu leben: «Vom Kreuz reden kann nur glaubwürdig, wer selber auf Überlegenheit und Herrschaft verzichtet.» Eine neue Evangelisation könne darum nicht von einer kulturellen Elite wie dem Klerus ausgehen, sondern nur von Missionaren aus dem Volk selber. Als Vorbild nennt er die Pfingstprediger: Weil sie selber zu den Verarmten gehörten, seien sie für die Bewohner der Slums überzeugend.

Dass die Pfingstkirchen im ganzen Kontinent wie Pilze aus dem Boden schiessen, wurde von katholischer Seite am Treffen in Managua als Zeichen für die Schlüsselrolle der Laien in der Evangelisation gewertet. Nötig sei, sagte ein Teilnehmer, «eine Befreiung der Theologie von der Vormundschaft derer, die zu wissen glauben, was Theologie ist». Aber auch die evangelischen Kirchen hätten ihre Evangelisationspraxis neu zu überdenken, meinte Carmelo Alvarez, puertoricanischer Pfarrer der «Kirche der Jünger Christi» (Disciples of Christ) und Leiter des ökumenischen Forschungsinstituts in Costa Rica: Die protestantische Missionsarbeit, die in Lateinamerika im letzten Jahrhundert einsetzte, «glaubte eine höhere Etappe in der Entwicklung der Menschheit zu verkörpern». Vor allem die liberalen Kirchen waren nach Alvarez von einem Überlegenheitsbewusstsein erfüllt, in dem sich ihre nordamerikanische Herkunft spiegelte. Doch auch die mehrheitlich evangelikal geprägten Kirchen, die in diesem Jahrhundert gegründet wurden, sowie die Pfingstbewegung bekundeten Mühe, «sich als Teil der lateinamerikanischen Realität und der Geschichte ihrer Völker zu begreifen». Vorrangig sei eben in fast allen protestantischen Richtungen die Rettung oder Heiligung des einzelnen, ausgeprägt auch ein Hang zum Biblizismus und zu einer Spiritualisierung des Evangeliums. Laut Alvarez entdecken aber viele protestantische Kirchen ihren spezifischen Beitrag zum lateinamerikanischen Christentum und machen ihn fruchtbar. Ausgehend von ihrer Betonung der Würde der menschlichen Person gelangen so die liberalen Kirchen zu einem auf die Verteidigung des Lebens und der Menschenrechte ausgerichteten sozialen Engagement. Für die evangelikalen Richtungen steht die allen Völkern geltende Heilsbotschaft im Vordergrund. Die Pfingstbewegungen entdecken nach Alvarez den «Ökumenismus des Heiligen Geistes», der sich weder in Lehrgebäuden noch in Kirchen einsperren lasse.

Für viele – protestantische wie katholische – Christinnen und Christen hat dieser «Anarchismus des Geistes», den die Pfingstbewegung in Lateinamerika verbreitet, etwas Befreiendes. «Heisst eigentlich Evangelisieren Mitglieder für die Kirche gewinnen oder heisst es, am Befreiungsvorhaben Gottes teilhaben?», fragte eine Frau aus einer mexikanischen Basisgemeinde. Ein anderes Mitglied einer Basiskirche fügte hinzu: «Manchmal gibt es viel Kirche und sehr wenig Reich Gottes.» Es geht nicht um akademische Unterscheidungen, sondern um die Frage, was das Evangelium für das konkrete Leben der Kirchen bedeutet. Verstehen sie Umkehr primär als Bekehrung von Menschen zur Kirche oder als Herausforderung, die sich an sie selber richtet? «Es gibt Kirchen, die mehr an sich selber glauben als ans Evangelium», sagt Carmelo Alvarez. Das Evangelium aber rufe die Kirchen auf, «‹zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen›, das hier in den Armen und Besitzlosen, den Frauen und Kindern präsent ist». Für die Kirchen allerdings stellt sich die Frage, was es für sie bedeutet, wenn die Armen, die Frauen, die Bauern, die Indianer und Schwarzen von bevorzugten Objekten zu Subjekten und eigentlichen Trägern der Evangelisierung werden. Denn genau das ist das Hauptmerkmal der neuen Evangelisierung, die von den Basisbewegungen Lateinamerikas ausgeht. «Evangelisierung ging stets von den Machthabern aus, von der Kirche der Christenheit, vom Zentrum hin zur Peripherie», stellten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Pastoralassistententreffens in Sao Paulo 1987 fest. «Die sozial Armen und Überflüssigen, die kulturell anderen und Ausgeschlossenen sind nicht nur die ersten Adressaten der Frohen Botschaft (Luk 4, 18)», sagt Paulo Suess, «sie sind auch – als die Repräsentanten Christi – die ersten Missionare.» Werden die Kirchen diesen Perspektivenwechsel nachvollziehen können? Werden sie insbesondere die Eigenständigkeit der Völker und Volksgruppen anerkennen, die um die Bewahrung und Wiederbelebung ihrer kulturellen und religiösen Werte kämpfen? Wird es den Kirchen gelingen, ihnen anstelle des «Nötige-sie-Hereinzukommen» die Türen zu öffnen und die Vielfalt der kulturellen und religiösen Traditionen aufzunehmen? ■

Vergleiche auch Dokument

«Es gab nie eine authentische Evangelisierung»

Für die Völker Amerikas, die von den europäischen Eroberern «Indianer» genannt wurden, ist die Geschichte der Invasion noch nicht beendet (siehe auch Seiten 711–713). Das zeigt die 1986 in Quito am zweiten ökumenischen Treffen der Urbevölkerungspastoral verfasste Erklärung auf (Auszug):

Wir, Ureinwohner aus 30 Nationalitäten und 15 Ländern Lateinamerikas erklären in Anbetracht der bevorstehenden 500-Jahr-Feiern der angeblichen Entdeckung und der sogenannten ersten Evangelisierung Amerikas:

Es gab nie eine solche Entdeckung und authentische Evangelisierung wie behauptet wird, sondern eine Eroberung mit diesen Folgen:

– Völkermord durch Krieg, Besetzung und Ansteckung mit europäischen Krankheiten; Tod durch übermässige Ausbeutung, durch Trennung von Eltern und Kindern. Das war die Ursache der Ausrottung von mehr als 75 Millionen unserer Brüder.
– Widerrechtliche Besitznahme unserer territorialen Hoheitsgebiete.
– Zerstörung unserer sozio-politischen und kulturellen Organisationen.
– Ideologische und religiöse Unterwerfung, zum Schaden der inneren Logik unserer religiösen Überzeugungen.

Die Invasion, deren Gegenstand wir sind, stellt – von Anfang an bis zum heutigen Tag – eine permanente Verletzung unserer Grundrechte dar.

Während dieses ganzen Zerstörungs- und Vernichtungsprozesses waren und sind sowohl die katholische, wie auch die anderen Kirchen (und in jüngster Zeit die Sekten und religiösen Gruppierungen) – im Bündnis mit der weltlichen Macht – Hilfswerkzeuge bei der ideologischen und religiösen Unterwerfung unserer Völker.

Angesichts aller dieser völker- und rassenmordenden Vorfälle, deren Objekte wir 500 Jahre lang waren, fordern wir: (...)

Von den Kirchen:

– Ende einer Evangelisierung und Pastoral, die mit dem herrschenden, Völker und Stämme mordenden System im Bündnis steht, wie auch mit sonstigen unterdrückerischen Teilen der dominierenden Gesellschaft.

– Durchführung einer authentischen Evangelisierung, die uns begleitet, im Dialog mit uns steht und uns achtet, angesichts unserer Kämpfe, unserer religiösen Überzeugung und Praktiken.

– Vereinigung der Kirchen zu einer ökumenischen Pastoral, und gegen das Eindringen von Sekten und religiösen Gruppierungen, die unsere Kultur zerspalten und zerstören.

Schliesslich geben wir unserer Hoffnung Ausdruck, dass nur die Einigkeit in der Verschiedenheit der einheimischen Nationalitäten Amerikas – unter Beibehaltung unserer Identität – uns gemeinsam mit anderen unterdrückten Schichten der Gesellschaft zur echten Selbstbestimmung und zur ganzheitlichen Befreiung unserer Völker führen wird. ■

Fortsetzung von Seite 710

tung «kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden... Das gesamte paulinische Missionswerk ist ohne diese Gruppe und ihr Wirken nicht denkbar. Die ‹Hellenisten› waren es auch, die schon früh die Jesusüberlieferung ins Griechische übertrugen und damit Jesu Botschaft der griechischen Welt aufschlossen» (73, vgl. 186–197. 317–347 u. ö.).

Zu ihrer Aufgabe vorherbestimmt waren die «Hellenisten» schon durch ihre Herkunft, handelte es sich doch um Juden, die aus religiösen Motiven von der griechischsprachigen Diaspora nach Jerusalem zurückgekehrt waren und sich dort der Urgemeinde angeschlossen hatten. Ihre *interpretatio graeca* schon des jüdischen Glaubensverständnisses, in der das weisheitliche Denken eine zentrale Bedeutung innehatte, beeinflusste auch ihr Verständnis des Christusereignisses. Dass sie – schon unmittelbar nach Ostern – «Jesus als Verkörperung der ‹Weisheit› angesehen und bekannt» haben (148), hatte weitreichende Konsequenzen, liegt hier doch eine der Wurzeln der Präexistenzchristologie (147–156), aber auch der grundsätzlichen Infragestellung der «Heilsmittlerfunktion von Tempel und Tora»: Die Identifikation Jesu mit der göttlichen Weisheit («Jesus Sophia») tritt in Konkurrenz zur «Identifizierung der Tora mit der Weisheit bzw. mit deren Lokalisierung im Tempel». Das musste «zu scharfen Auseinandersetzungen mit dem Jerusalemer Judentum führen», die ihren Höhepunkt in der Tötung des Stephanus und der Vertreibung der «Hellenisten» aus Jerusalem fand (Apg 6,1–8,2).

Beschleunigt wurde diese Entwicklung dadurch, dass sich nach 31 n. Chr. ein Wandel in der römischen Judenpolitik vollzog: «Die Römer berücksichtigten... stärker die religiösen Gefühle... der Juden, um Konflikte zu vermeiden und der Aufstandsbewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen.» Dass diese erste Verfolgung, zu der es schon drei bis vier Jahre nach Jesu Tod kam, nur einen Teil der Christen und Christinnen in Jerusalem traf, berechtigt zur Annahme, dass die Anschauungen der aramäischsprechenden Urgemeinde und der «Hellenisten» sich deutlich voneinander unterschieden (176–185). Die Folgen der frühen Vertreibung der «Hellenisten» für die Geschichte der urchristlichen Mission, aber auch für die theologiegeschichtliche Entwicklung sind kaum zu ermessen; wichtigste Stichworte sind hier der Übergang zur gesetzesfreien Heidenmission und die Tatsache, dass «die aus Jerusalem geflohenen ‹Hellenisten› ... das historische Bindeglied zwischen der Jerusalemer Urgemeinde und Paulus» sind (194).

■ Die theologische Relevanz des Historischen

Am Beispiel der «Hellenisten» lässt sich sehr gut ablesen, dass in der Entstehung der Kirche historische, soziologische und theologische Gegebenheiten so unentwirrbar ineinander verwoben sind, dass ihre Entflechtung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die sorgsame Erhebung des geschichtlichen Befundes ist deshalb mehr als eine Art «Archäologie» des christlichen Glaubens und erlaubt eine ganze Reihe von theologisch durchaus relevanten Feststellungen: Die Christologie und damit das Zentrum des christlichen Glaubens hat sich nicht kontinuierlich über Jahrzehnte hinweg entwickelt, sondern hat schon sehr früh einen sehr hohen Reflexionsgrad erreicht. Diese rasche Entwicklung wurde aber nicht von allen Gruppen mitvollzogen, was schon von Anbeginn zu Ungleichzeitigkeiten und Konflikten innerhalb der Jerusalemer Gemeinde führte. Die

Vielfalt neutestamentlicher Christologien ist also nicht nur eine Folge der geographischen und geschichtlichen Distanzen zwischen den einzelnen Schriften bzw. ihren Verfassern, sondern wurzelt schon in der unterschiedlichen Herkunft der Anhänger und Anhängerinnen Jesu und in den ersten Anfängen der Kirche.

Der Umgang mit dieser Vielfalt, die sich nicht nur in unterschiedlichen theologischen Auffassungen etwa bezüglich der Tora, sondern auch in der Entstehung verschiedener Leitungsstrukturen, Gottesdienstgruppen und ekklesiologischen Konzepten niederschlug, war von Anbeginn unterschiedlich. Neben integrativen und vermittelnden Kräften und Persönlichkeiten (z. B. Petrus und Barnabas) gab es auch solche, welche stärker auf ihrer eigenen Position beharrten (z. B. Jakobus). Neben den eigenen theologischen Überzeugungen spielte dabei auch «aktive ‹Kirchenpolitik›» eine Rolle: «In der brisanten politischen Situation in Palästina musste die judenchristliche Urgemeinde... eine grundsätzlich positive und überzeugte Stellung zu Gesetz und Tempel einnehmen. Sie musste dafür sorgen, dass im übrigen Judentum kein Zweifel an ihrer Gesetzestreue aufkommen konnte» (253).

■ Noch einmal: der Bezug zur Gegenwart

Diese beispielhafte Darstellung der Arbeitsweise von Schenke (und damit historisch-kritischer und sozialgeschichtlicher Exegese «in Reinkultur») macht zum einen deutlich, wie erhellend und hilfreich diese Art des Umgangs mit biblischen Texten ist. Sie zeigt zum anderen, dass die – keineswegs nur bei Kirchschläger vorhandene – Angst, die Kirche könnte so «auf eine rein soziologische Gegebenheit reduziert werden» (Kirchschläger 74), unberechtigt ist. Und sie zeigt zum dritten, dass man es sich bei der Frage der «Normativität» und «Verbindlichkeit» des Neuen Testaments für die Kirche in der Gegenwart nicht zu einfach machen kann: Um das «Verbindliche», um den «Massstab Evangelium» musste schon in den Anfängen gerungen werden. Dieses Ringen kann uns das Neue Testament – so wichtig seine Stimme(n) gerade heute sind – für die Gegenwart nicht ersparen.

Bei allem Gewinn, den das Buch von Schenke und die von ihm gewählte Art der Darstellung bringt, sollte allerdings auch ein schwerwiegender Mangel nicht übersehen werden, der nicht zuletzt mit seiner Ausblendung der eigenen Gegenwart zusammenhängen dürfte: Liest man seine Darstellung, so könnte bald einmal der Eindruck entstehen, die Urgemeinde habe nur aus Männer bestanden und ihre Geschichte sei nur von Männern bestimmt worden. Das wirkt sich zum einen in der Sprache aus, die nur Jünger und Christen, aber keine Jüngerinnen und Christinnen kennt, aber auch in der Auswahl der Texte, die zum Beipiel die Rolle der Maria von Magdala bei der Entstehung des Osterglaubens, aber auch die führende Rolle von Frauen in den neutestamentlichen Gemeinden unterschlägt. Schliesslich wirkt es sich auch auf die Literaturauswahl aus, die sämtliche exegetischen Bemühungen um die Rekonstruktion der Rolle der Frau im Urchristentum verschweigt, was mir schlicht unverständlich ist[3].

Wer bewusst von der Gegenwart her, in der viele Frauen allen Widerständen zum Trotz ihre Rechte in der Kirche einfordern, auf die Anfänge zurückblickt, dem kann eigentlich nicht verborgen bleiben, wie viele neutestamentliche Überlieferungen von Frauen handeln. Zudem drängt sich von der Gegenwart her auch eine «Hermeneutik des Verdachts» (E. Schüssler Fiorenza) geradezu auf: Wenn etwa die Apostelgeschichte die Rolle der Frauen nur am Rande erwähnt, so muss zumindest die Frage gestellt werden, ob diese – von einem Mann stammende – Darstellung nicht auch die Absicht verfolgen könnte, die Bedeutung der Frau herunterzuspielen. Diese Beispiel zeigt, dass die Wahrnehmung der Gegenwart den Blick für die Vergangenheit nicht trüben muss, sondern ihn sogar zu schärfen vermag. Dafür hat die stärker «pastoral» ausgerichtete «biblische Rückbesinnung» von W. Kirchschläger – gerade in bezug auf die Frage nach der Rolle der Frau – ein besseres Gespür als die an «wissenschaftlicher» Objektivität orientierte Darstellung von L. Schenke.

■ Abschliessende Überlegungen

Damit schliesst sich der Kreis meiner Überlegungen, die sich in drei Punkten zusammenfassen lassen:

1. Die historisch-kritische und sozialgeschichtliche Rekonstruktion der Anfänge der Kirche ist auch für die Entwicklung einer theologischen Sicht von Kirche von grösster Bedeutung[4] und darf deshalb nicht des «Reduktionismus» verdächtigt werden. Vielmehr ist diese Arbeit nüchtern und ohne Angst fortzusetzen. Dazu beigetragen zu haben, ist das Verdienst des Buches von L. Schenke.

2. Gegenwärtige Fragestellungen und aktuelle Interessen müssen bei der Beschäftigung mit den Anfängen der Kirche nicht hinderlich sein, sondern können diese sogar bereichern, wie anderseits der Blick auf diese Anfänge für die Bewältigung der gegenwärtigen Kirchensituation hilfreich ist. Diesem Anliegen sehe ich das Buch von W. Kirchschläger verpflichtet.

3. Die Vermittlung zwischen «damals» und «heute» und damit die Frage nach der Verbindlichkeit und Gegenwartsbedeutung der neutestamentlichen Kirchenbilder ist innerkirchlich hochaktuell und auch für das Selbstverständnis der Bibelwissenschaft von grösster Bedeutung. Dass die beiden Bücher von W. Kirchschläger und L. Schenke diese Fragen nur unzureichend bzw. überhaupt nicht klären, ist ihren Verfassern nicht persönlich anzulasten, sondern macht auf eine Grundlagenproblematik der Exegese aufmerksam. Über diese hermeneutische Grundsatzfrage helfen auch all die wertvollen Einsichten nicht hinweg, die beide Bücher auf ihre je unterschiedliche Art vermitteln.

Daniel Kosch

Dr. Daniel Kosch ist Assistent am Biblischen Institut der Universität Freiburg/Schweiz

[3] Dabei fehlen nicht nur feministisch-kritische Arbeiten, sondern auch Beiträge von historisch-kritischen Exegeten. Besonders vermisst habe ich die Auseinandersetzung mit dem bahnbrechenden Werk von E. Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis... Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge, München 1988 (englisch: 1983). Leider fehlt dieses Buch auch in der Literaturliste von W. Kirchschläger, obwohl er dem Anliegen weit besser Rechnung trägt (vgl. bes. Kirchschläger 159–167).

[4] Auf die Bedeutung der Geschichtlichkeit der Kirche für die Ekklesiologie hat von systematischer Seite her C. Duquoc, Kirchen unterwegs. Versuch einer ökumenischen Ekklesiologie, Freiburg/Schweiz 1985, nachdrücklich hingewiesen.

Amtlicher Teil

Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

■ Kirchengesangbuch – Faszikel 91

Bis anfangs November sind 73 000 Faszikel 91 zur Advents- und Weihnachtszeit bestellt worden. Aufgrund dieser grossen Anzahl Bestellungen der Vorauspublikation des künftigen Kirchengesangbuchs werden die Bischöflichen Ordinariate Basel und Chur nicht – wie in der SKZ vom 17. Oktober 1991 angekündigt – noch eigens jedem Seelsorger und jeder Seelsorgerin ein Exemplar zustellen.

Falls Seelsorger und Seelsorgerinnen über ihre Pfarrei keinen Zugang zu einem Faszikel 91 haben, sind solche (wie auch das

dazugehörige Orgelheft) erhältlich im KG-Sekretariat, Missionshaus, 6405 Immensee, Telefon 041-81 51 81.

Sekretariat DOK
Solothurn

Bistum Basel

■ Wahlen und Ernennungen

Johannes Guldimann, bisher Jugendseelsorger in der Region Muri, zum Pfarrer der Pfarrei Balsthal (SO).

Urs Keusch, bisher Vikar in Villmergen, zum Pfarrer der Pfarrei Biberist (SO).

Dorothée Hafner, bisher Pastoralassistentin in der Pfarrei Baden, zur Laientheologin im Seelsorgeverband Lengnau-Unterendingen-Würenlingen, mit besonderer Verantwortung für Lengnau (AG).

Bruno Ochsenbein, bisher Pfarrer in Frutigen, zum Kaplan im Seelsorgeverband Lengnau - Unterendingen - Würenlingen (5426 Lengnau, Zentrum Schmitte).

Sr. *Erika Maria Aregger,* bisher Pastoralassistentin in Buochs, wird Bezugsperson in der Pfarrei Winznau (SO).

Albert Rippstein, bisher Pfarrer von Winznau, bleibt als emeritierter Pfarrer in Winznau und behält ad interim die Pfarrverantwortung (4652 Winznau, Oltnerstrasse 298).

Peter Meyer-Sprecher, bisher Diakon in der Pfarrei Winznau, zum Seelsorger am Kantonsspital Aarau (Teilpensum).

■ Auf dem Weg zu einem Pastoralkonzept im Bistum Basel

Am 24. Oktober 1991 hat die Regionaldekanenkonferenz das Arbeitspapier im Zusammenhang mit dem Pastoralkonzept «*I. Sehen – Gedanken über den Ist-Zustand und die ‹Zeichen der Zeit›*» verabschiedet. Die Dekane werden bis zum 20. Dezember 1991, in teilweise die eigene Bistumsregion übergreifender Zusammenarbeit, zu diesem Arbeitspapier Stellung nehmen. In diesem prozesshaften Vorgehen ist geplant, an der Dekanenkonferenz im Januar 1992 dieses Arbeitspapier zur weitern Verwendung zu bearbeiten und festzulegen, wie die nächsten Schritte «Urteilen» und «Handeln» gegangen werden sollen.

Max Hofer, Bischofsvikar

■ Arbeitsgruppe Diakonie im Bistum Basel

An der Sitzung vom 18. November 1991 werden unter anderem folgende Schwerpunkte behandelt: Neuauflage der Broschüre «Passantenhilfe in Pfarrhäusern»; Auswertungstag der Dekanatsfortbildungskurse 1991 «Wohlstand und Armut»; «diakonische Aufgaben der Pfarrei» am Beispiel der Hilfe an geflüchtete Kroaten in der Schweiz.

Anregungen können an die Mitglieder der Arbeitsgruppe Diakonie oder an das Pastoralamt des Bistums Basel, Postfach, 4501 Solothurn, gerichtet werden.

André Rotzetter, Mitglied des Ausschusses

■ Zu Perspektiven herausgefordert

Im Rahmen der Begegnungen zwischen Diözesanbischof Otto Wüst und Mitgliedern der Bistumsleitung mit Spezialseelsorgern und -seelsorgerinnen kamen 40 Religionslehrer/-innen an Gymnasien und Lehrerseminarien im Bistum Basel zu gegenseitiger Fortbildung und zum Gedankenaustausch am 6. November 1991 im Bischöflichen Ordinariat in Solothurn zusammen. Ziel war auch, «Mut und Kraft zu geben für die schwierige kirchliche Aufgabe, die die Religionslehrer/-innen in einer nicht leichten kirchlichen Situation leisten» (Bischof Otto Wüst).

Frau Dr. Gabriele Miller, Rottenburg-Stuttgart, forderte mit ihrem Referat «Religionsunterricht in einer multireligiösen Gesellschaft» zu neuen Perspektiven heraus. In folgenden Punkten zeigte die Referentin mutmachende Zusammenhänge zwischen Glaube, Kirche und Religionsunterricht: Abgrenzung gegen Multireligiosität?; ein Blick ins Neue Testament (Mk 9,38–41); pädagogische/religionspädagogische Fragestellung; Lebenswelt von Jugendlichen; Glaubwürdigkeit; Evangelium oder Kirche?; Dienst am Evangelium; Begleiten, nicht leiten; eine Begleiter-Geschichte (Tobit); der ideale Begleiter.

Der Gedankenaustausch in Gruppen betraf unter anderem die Feststellung der Referentin: «jede Frage besitzt eine Kraft, die weit über die Antwort hinausgeht»; die aktuelle Frage des interkonfessionellen Unterrichts; das «konfessorische» Element im Religionsunterricht; die Mühe, im Namen der Kirche Unterricht zu erteilen; die Glaubwürdigkeit.

Die treffenden Bemerkungen von Frau Dr. Gabriele Miller in der Diskussion kreisten vor allem um die Grundanliegen dieses kirchlichen Dienstes: Begleiten und nicht leiten; «Beziehung statt Erziehung». Im Hintergrund stand die Auffassung, dass heute «eine Pastoral mit Gesicht, ein Lebemeister und nicht tausend Lesemeister» nötig ist.

Die Begegnung zwischen den Religionslehrern/-innen und der Bistumsleitung wurde zu einer so starken Erfahrung lebendiger Kirche, dass vereinbart worden ist, einen weitern solchen Begegnungstag am 4. November 1992 durchzuführen.

Max Hofer, Informationsbeauftragter

■ Solothurner Entdeckungsnacht 1992

Bereits zum 5. Mal wird in der Nacht auf Christi Himmelfahrt, *am 27./28. Mai 1992,* in Solothurn eine Entdeckungsnacht für Jugendliche stattfinden. Dazu einladen werden wieder die Bischöfe von Basel, zusammen mit den Klöstern und Ordensgemeinschaften von Solothurn.

Von Jahr zu Jahr nehmen erfreulicherweise das Interesse und die Teilnehmerzahl zu. Daher sind bereits wieder die Vertreter der Orden und der Jugendlichen zusammengekommen, um unter der Leitung von Weihbischof Martin Gächter die Entdeckungsnacht 1992 vorzubereiten.

Max Hofer, Informationsbeauftragter

Verstorbene

Prälat Emil Gschwend, Rüti

Nach langer, schwerer Leidenszeit ist am 5. Februar im Josefshaus in St. Gallen Prälat Emil Gschwend gestorben. Nach der 1932 empfangenen Priesterweihe war er während zwei Jahren Kaplan in Bütschwil, dann in Mels, Wittenbach, Andwil und Montlingen. Für kurze Zeit amtete er als Direktor des Thurhofes. Von 1945 an war er während 22 Jahren Pfarrer in Wangs. Während 35 Jahren setzte er sich intensiv für den Aufbau der Lourdeswallfahrt als Direktor ein.

So war es in der Todesanzeige zu lesen. Dekan Jakob Fuchs erinnerte in seiner Grabrede am 9. Februar auf dem Friedhof in Wangs an den Wunsch des Verstorbenen, man möchte bei seiner Verabschiedung auf Lobreden verzichten. Diesem Wunsch soll auch hier Rechnung getragen werden. Freilich, ein paar nüchterne Fakten sollen auch da das vielfältige Wirken dieses Priesters in Erinnerung rufen vor allem für jene, die ihn gekannt haben.

Emil Gschwend war am 6. Juni 1906 in St. Gallen geboren worden. Zusammen mit zwei Brüdern und neun Halbgeschwistern – sein Vater hatte nach dem Tod der ersten Gattin wieder geheiratet – ist er aufgewachsen. Alle seine Brüder und Schwestern hat er überlebt. Nach dem Besuch der

Klosterrealschule zog er ins Kollegium St. Anton in Appenzell ein und wechselte dann für die Matura nach Schwyz. Das Theologiestudium absolvierte er in Chur. Am 12. März 1932 wurde er von Bischof Aloisius Scheiwiler zum Priester geweiht. Am folgenden Tag feierte er in der Kirche St. Fiden seine Primiz; St. Georgen war damals eben noch keine eigene Pfarrei. Während zwölf Jahren setzte er sich als Kaplan in Bütschwil, Mels, Wittenbach und Andwil in der Seelsorge ein. 1939 wurde er für ein Jahr Direktor des Thurhofes. Als er 1945 zum Pfarrer von Wangs gewählt wurde, trat er offensichtlich eine seiner beiden Lebensstellen an. In Wangs blieb er 22 Jahre lang Pfarrer. Die Wangser wollten es im Frühjahr 1967 nicht glauben, dass ihr Seelsorger wegziehen werde. Am Pfingsmontag habe er jedoch von der Kanzel bekannt gegeben, dass er, einem Wunsch seines Bischofs folgend, die Demission eingereicht habe. So stand es damals im «Sarganserländer». Der Kirchenverwaltungsrat von Montlingen-Eichenwies wählte wiederum auf Vorschlag von Bischof Josephus Hasler Emil Gschwend zum Kaplan. Mit der Zunahme der Bevölkerungszahl erwuchs Pfarrer Gschwend in Wangs immer mehr Arbeit in der Seelsorge. Deshalb legte er das Präsidium des Schulrates, das er während 20 Jahren innegehabt hatt, nieder. Gerne hätte er dem Dorf zu einem Kindergarten verholfen. Zudem setzte er sich für eine zeitgemässe Pastoration des Sportgebietes ein. Beide Ziele konnte er nicht mehr erreichen.

1982 nahm er Abschied von Montlingen-Eichenwies, nachdem er sich im Laufe der Jahre da und dort etwas entlastet hatte, um im Priesterheim in Rüthi seinen Lebensabend zu verbringen. Auch mit 80 Jahren zeigte er immer noch eine bemerkenswert geistige Rüstigkeit, verbunden mit einem weitgefächerten Wissen und einer originellen Leutseligkeit.

Wenn das Pfarramt Wangs als eine der beiden Lebensstellen von Emil Gschwend bezeichnet wurde, dann ist auch die andere zu erwähnen, eine Lebensaufgabe, welcher er während über eines Dritteljahrhunderts mit Hingabe gedient hatte, die Förderung der Lourdeswallfahrten. 15 Jahre lang war er Direktor dieser Institution. Sein offenes Ohr für die Nöte der Mitmenschen, das feine Gespür dafür, was vom Wünschbaren auch verwirklicht werden konnte, liess ihn intensiv dafür engagieren, anderen eine Lourdeswallfahrt zu ermöglichen. Für diesen grossen Einsatz ist er verdientermassen mit dem Ehrentitel eines Prälaten ausgezeichnet worden.

Ein weiteres Wesensmerkmal zeichnet den Priester Emil Geschwend aus, sein stiller Einsatz für angehende indische Priester. Erst nach seinem Tod ist bekannt geworden, wieviel er da vor allem an materiellen Gütern investiert hat. Am Johann-Baptist-Seminar in Sason in Indien wurde 1987 eine Gedenktafel angebracht, welche daran erinnert, dass jenes Gebäude vor allem dank der unermesslichen Hilfe von Pfarrer Emil Gschwend aus der Schweiz errichtet werden konnte. Viele persönliche Ersparnisse und Missionsgaben sind dort eingesetzt worden. Und kaum weniger war ihm die Seelsorge für die Auswanderer in Argentinien ein grosses Anliegen.

Dekan Jakob Fuchs hat bei der Beerdigung in Wangs die Würdigung mit der Hoffnung geschlossen, dass Emil Gschwend jetzt aus ganzer Seele rufen kann: «Der Herr ist mein Licht und mein Heil ... der Herr ist die Kraft meines Lebens.»

Arnold B. Stampfli

Neue Bücher

Der päpstliche Primat

Klaus Schatz, Der päpstliche Primat. Seine Geschichte von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, Echter Verlag, Würzburg 1990, 231 Seiten.

Die Geschichte des päpstlichen Primates ist die Geschichte einer Institution von den Anfängen des Petrusamtes in den Untergründen der römischen Weltstadt über die Auseinandersetzungen der frühen Konzilien, wo sich eine exponierte Stellung innerhalb gesamtkirchlicher Solidarität herausbildete und Rom in Notsituationen sich als hilfreicher Hort erwies. Das Buch zeigt für diese Epoche der ersten fünf Jahrhunderte einen langen Entwicklungsprozess. Aus einer Vielzahl von Erfahrungen, die aufeinander aufbauen, ergibt sich eine geschichtliche Notwendigkeit der Einheitswahrung. Dazu haben viele Herausforderungen zu fortschreitender Klärung und Intensität geführt. Erst im Laufe ihrer Geschichte lernt die Kirche, wie sie die Verbindung mit ihrem geschichtlichen Ursprung wahren kann und, gleichzeitig damit verbunden, ihre sichtbare Gemeinschaft im Glauben und in der Gemeinschaft des Leibes Christi. In der Krise der Häresien findet die Kirche den Rückbezug auf den apostolischen Ursprung. In diesem Zusammenhang tritt dann der biblische Petrus als Urbild und Modell der Einheit ins Blickfeld.

Eingehend werden in der Folge die unterschiedlichen Wege von Ost und West mit ihren verschiedenen Strukturen und Konstellationen analysiert, wie besonders im germanischen Westen die römische Tradition als Garant des richtigen kultischen Vollzugs erscheint. In dieser ausgeprägten Romorientierung erhält auch die Petrus-Verehrung als Himmelspförtner besondere Bedeutung. Das Papsttum erhält dann nach den Krisen im 10. Jahrhundert im Hochmittelalter neuen Aufschwung. Gregor VII. und Innozenz III. stehen hier an exponierter Stelle. Doch in der Auffassung der absoluten Papstmonarchie Innozenz' VI. und den Weltherrschaftsansprüchen Bonifaz' VIII. wird schon weit übers Ziel geschossen. Und dann musste aus gewagter Höhe der um so katastrophalere Absturz im Grossen Abendländischen Schisma und im Konziliarismus erfolgen.

Die Darstellung geht weiter in der Behandlung des Themas von der Glaubensspaltung bis in die Zeit des Zweiten Vatikanums, das zum Ersten Vatikanischen Konzil bedeutende neue Akzente hinzufügte. Diese Epoche zeigt das Erstarken der päpstlichen Autorität in der posttridentinischen Zeit und die entsprechenden Gegenkräfte (Gallikanismus, Febronianismus, Josephinismus). Man erfährt, wie die Prüfungen, welche die Päpste in der Zeit Napoleons und nachher durch die italienische Irredenta erfuhren, ihre moralische Position gestärkt haben, aber zugleich auch restaurativ den Zentralismus und Ultramontanismus festigten. Die Vor- und Nachgeschichte und auch der Verlauf des Ersten Vatikanischen Konzils werden behutsam, zurückhaltend und objektiv wie nur möglich dargelegt. Der Versuch einer kritisch ausgewogenen Akzeptanz ist bemerkenswert und könnte vielen, die diesbezüglich um ein verantwortbares Urteil ringen, hilfreich sein. Diese «für theologisch und historisch Interessierte und nicht ganz Uninformierte» (Vorwort) bestimmte Darstellung kann für viele, die ihre Schwierigkeiten mit ihrer so gewordenen Kirche haben, Klärung und Verständnishilfe werden. Klaus Schatz hämmert nicht plakativ und billig Apologetik ein. Er geht allen Spuren und allen nur möglichen Einwänden behutsam und kritisch nach. Wenn der Leser sich Zeit und Musse nimmt, seinen Wegen nachzugehen, was ohne erhebliche Strapazen durchaus möglich ist, wird er zu einem geläuterten, verständigeren Kirchen- und Papstbild kommen.

Leo Ettlin

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

P. Eugen Frei SJ, Postfach 830, 8025 Zürich

Dr. Walter Kirchschläger, Professor, Seestrasse 93, 6047 Kastanienbaum

Dr. Daniel Kosch, Bahnhofstrasse 14, 8803 Rüschlikon

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Informationsbeauftragter, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, 6003 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 50 15, Telefax 041-23 63 56

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Wiedingstrasse 46, 8055 Zürich
Telefon 01-451 24 34
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-23 07 27, Postcheck 60-162 01-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 95.–;
Ausland Fr. 95.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 63.–.
Einzelnummer: Fr. 2.50 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

KIPA

Die Katholische Internationale Presseagentur (KIPA) sammelt und verbreitet Informationen aus dem ganzen Spektrum kirchlich-religiöser Belange. Zur Ergänzung unseres deutschsprachigen Redaktionsteams suchen wir auf den **1. Januar 1992** eine(n)

Stagiaire

für ein zweijähriges, vollzeitliches Praktikum. Der erfolgreiche Abschluss dieses Praktikums berechtigt zum Eintrag in das journalistische Berufsregister.

Anforderungen:
- Einsatzfreude und gute Kenntnisse der kirchlichen und allgemein-religiösen Belange
- Teamfähigkeit und Flexibilität
- gute Kenntnisse der französischen Sprache
- bevorzugt werden Kandidaten mit Hochschulabschluss und allfälliger journalistischer Zusatzausbildung

Wir bieten:
- eine abwechslungsreiche und herausfordernde Tätigkeit in einem jungen und motivierten Team
- einen modern eingerichteten Arbeitsplatz
- zeitgemässe Entlöhnung und Sozialleistungen

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen bis spätestens **14. Dezember 1991** an den Geschäftsführer der KIPA, Niklaus Herzog, Postfach 510, 1701 Freiburg, der auch für weitere telefonische Auskünfte zur Verfügung steht (Telefon 037-24 48 07)

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00

radio vatikan
tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Aufgrund wachsender Kinderzahl in unserer Pfarrei bieten wir

Kommunionkleider

zum Verkauf an. Zirka 40 Stück in verschiedenen Grössen.

Verhandlungspreis: Fr. 1000.–.

Anfragen an:
Katholisches Pfarramt Rain
Telefon 041-80 11 19

Kandersteg ist ein schöner Kurort im Berner Oberland. Für einen

Priester

besteht die Möglichkeit, **gratis** eine neue, schöne Wohnung in ruhiger Lage zu beziehen, wenn er samstags und sonntags die Gottesdienste übernimmt.

Auskünfte erteilen: Josef Müller, Kirchgemeinderat, 3718 Kandersteg, Telefon 033-75 12 31, und Joseph John, Pfarrer, 3714 Frutigen, Telefon 033-71 10 05

Schöne **Marien-** und **Heiligendarstellungen** sind während des ganzen Jahres ein besonderer Schmuck jeder Kirche

Wir führen eine grosse Auswahl an

künstlerisch wertvollen Statuen

in Holz geschnitzt, gebeizt, wie auch in antiker Fassung. Wir sind ebenfalls spezialisiert für **Sonderanfertigungen** nach individuellen Entwürfen der Künstler

Für das kommende **Weihnachtsfest** empfehlen wir Ihnen unser grosses Sortiment an **schönen handgeschnitzten Krippenfiguren** in jeder Stilart und Grösse

Eine besonders ansprechende **Weihnachtsdarstellung** ist ein feingearbeitetes **Relief** in einem Flügelaltar nach berühmten Meistern der **Gotik**

Falls Sie auf die **Festzeit** Ihre **Kultgegenstände** wie **Messkelche, Cyborien oder Hostienschalen** zu erneuern gedenken, finden Sie bei uns eine **erlesene Auswahl**

Für diese Gegenstände gewähren wir Ihnen einen **Sonderrabatt** von 20%

Ihr Vertrauenshaus für kirchliche Kunst

RICKEN BACH
ARS PRO DEO
EINSIEDELN
Klosterplatz
✆ 055 - 53 27 31
Filiale Hirzen
intern 5
LUZERN
ARS PRO DEO
bei der Hofkirche
✆ 041 - 51 33 18

Ferienhaus St. Karl, Illgau

Idyllischer Ferienort, 1150 m ü. M., grosses Angebot an Wanderungen, unmittelbar neben Skigebiet Ibergeregg, keine Durchfahrtstrassen.

Als Erholungshaus sehr gefragt. Von den Krankenkassen anerkannt. Angebaute Kapelle. Alle Zimmer nach Süden gerichtet. Eignet sich für Familien, aber auch für Kurse. Ganzjährig geöffnet.

Prospekt mit Preisliste wird Sie angenehm überraschen!

Ferienhaus St. Karl, CH-6434 Illgau, Telefon 043-21 10 93

Katholische Kirchgemeinde Stäfa

Lieber Herr Pfarrer

Sie erinnern sich, im März dieses Jahres haben wir in dieser Zeitung einen **Pfarrer gesucht.** Wir hofften auch, durch viele weitere persönliche Kontakte unser Problem zu lösen. **Bislang ohne Erfolg.** Nein, das ist ungenau. Herr Pater W. Truniger, 80jährig und beneidenswert vital, amtet bei uns seit kurzem vollamtlich und bereits mit positiven Auswirkungen als Pfarrprovisor. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet. Er will dieses Amt jedoch längstens ausüben, bis wir unseren neuen Pfarrer gefunden haben. Ansonsten sind unsere Rahmenbedingungen die alten.

Die geführten Kontaktgespräche zeigten direkt oder indirekt, dass viele Pfarrer mit Zürcher Kirchgemeinden zurzeit am liebsten nichts zu tun haben. Das können wir verstehen und doch wieder nicht ganz. Bräuchten Zürcher Katholiken in den heutigen Zeiten der Spannungen und Auseinandersetzungen im Bistum nicht mehr als sonst einen Pfarrer, der im besten Sinne über der Sache steht?

Sehen Sie sich, lieber Herr Pfarrer, nicht angesprochen, unsere Gemeinde gemeinsam mit Helfern, die guten Willens sind, in eine fruchtbare Zukunft zu führen? Wir würden sehr gerne von Ihnen hören.

Armin Reichlin, Präs. Pfarrwahlkommission, Allenbergstrasse 24, 8712 Stäfa, Telefon 01-926 56 01

Römisch-katholische Kirchgemeinde Grenchen

Zur Ergänzung unseres Seelsorgeteams suchen wir eine(n) vollamtliche(n)

Katechetin/Katecheten

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe.
- Mithilfe in der allgemeinen Pfarreiseelsorge nach Absprache und Eignung.

Das bestehende Seelsorgeteam freut sich auf eine Mitarbeiterin/einen Mitarbeiter, die/der zu aufbauender Zusammenarbeit bereit ist.
Stellenantritt nach Vereinbarung.
Besoldung und Anstellungsbedingungen gemäss Dienst- und Gehaltsordnung der römisch-katholischen Kirchgemeinde Grenchen.

Auskunft erteilt Otmar Scherrer, Pfarrer, Telefon 065-53 12 33.
Bewerbungen an: Römisch-katholische Kirchgemeinde, Kirchstrasse 86, 2540 Grenchen

Katholische Kirchgemeinde
Dielsdorf (Zürich)

Wir suchen eine

Pastoralassistentin

oder einen

Pastoralassistenten

Auskunft erteilt Ihnen gern unser Pfarradministrator Don Martin Njavro (Telefon 01-853 16 66) oder unser Kirchgemeindepräsident Franz Kaufmann, Sägestrasse 39, 8157 Dielsdorf (Telefon 01-853 34 54).

Er nimmt auch Ihre Bewerbung entgegen

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Rauchfreie

Opferlichte

in roten, farblosen oder bernsteinfarbenen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen.
Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt und können mehrmals nachgefüllt werden.

Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Katholische Kirchgemeinde Ingenbohl-Brunnen

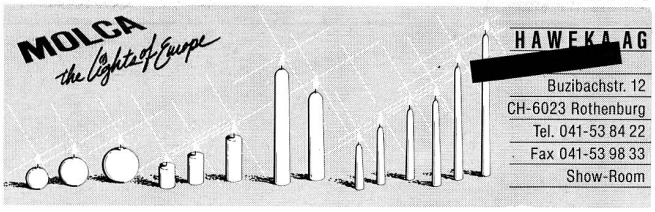
Unsere Pfarrei ist seit Frühjahr 1991 pfarrerlos. Wir möchten baldmöglichst unsern Pfarrprovisor (72jährig) und seine Laienmitarbeiter wieder entlasten und suchen einen

Pfarrer

Es erwarten Sie rund 6000 Katholiken. Zwei vollamtliche Mitarbeiter, ein Pastoralassistent und ein Katechet freuen sich, in Ihnen einen Pfarrer zu bekommen, der empfänglich ist für die Fragen der heutigen Zeit. Auch das neu renovierte Pfarrhaus möchte bald wieder bewohnt werden.

Möchten Sie noch etwas mehr erfahren?

Dann wenden Sie sich bitte schriftlich oder telefonisch an unsern Kirchgemeindepräsidenten Josef Schnyder, Brückenmatt 14, 6440 Brunnen, Telefon 043-31 22 19.
Er erteilt Ihnen gerne weitere Auskünfte. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage



AZA 6002 LUZERN

Herrn
Dr. Josef Pfammatter
Priestersemina St. Luzi
7000 Chur

7985

46/14.11.91

Gesucht

Frau

die bereit wäre, einen **Pfarrhaushalt** und einige Büroarbeiten zu besorgen. Schönes Zimmer vorhanden.

Falls Sie sich angesprochen fühlen, melden Sie sich unter Telefon 064-61 11 42 oder 064-61 33 58

Günstig zu kaufen gesucht für Bergpfarrei einen älteren

violetten Rauchmantel

Katholisches Pfarramt Bivio (GR)
Telefon 081-75 11 29

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Wo finden wir einen

Pastoralassistenten

oder eine

Pastoralassistentin

oder einen

Diakon

der/die noch nicht resigniert hat, sondern in sich die Kraft spürt, vollamtlich in einer Pfarrei mitzuarbeiten, in der einiges an Mut zum Aufbruch in die Zukunft und der Versuch, eine lebendige Gemeinschaft zu werden, vorhanden sind?

Wir, das sind:

Die Pfarrei «St. Elisabeth» in Kilchberg am Zürichsee

mit:
- zirka 2200 Katholiken
- einigen aktiven Gruppen
- vielen engagierten Mitarbeitern/-innen
- einer gefreuten Offenheit der Ökumene gegenüber
- einem Pfarrer, der – nicht von gestern! – sein Amt als Dienst und nicht als übergeordnete Stellung sieht.

In dieser überschaubaren Pfarrei besteht die Möglichkeit, die Seelsorge im Geist des II. Vatikanischen Konzils zu planen, in Teamarbeit sinnvoll aufzuteilen, zu tragen und mitzuverantworten.

Wenn Sie Freude in sich spüren, folgende Aufgaben wahrzunehmen:
- Vorbereitung und Gestaltung von Gottesdiensten
- Erwachsenenbildung und Gemeindekatechese (zum Teil in ökumenischer Zusammenarbeit)
- Jugendseelsorge: Religionsunterricht an der Oberstufe, Ministrantenbetreuung, Firmvorbereitung, Begleitung eines «Jugendtreffs»
- Begleitung der Arbeit von Gruppen und Gremien der Pfarrei
- Öffentlichkeitsarbeit im Pfarrblatt und in den lokalen Medien

dann freuen wir uns, mit Ihnen in Kontakt zu treten.

Die Anstellung erfolgt nach den hier gültigen Richtlinien und der Anstellungsordnung.

Theologisch und in der Pastoral kompetente Bewerber/innen, die Erfahrung in Pfarreiarbeit mitbringen, einsatzbereit, teamfähig und auch an selbständiges Arbeiten gewöhnt sind, mögen sich melden bei: Herbert Ammann, Präsident der Kirchenpflege, Schorenstrasse 50, 8802 Kilchberg, Telefon 01-715 24 60, oder Josef Mächler, Pfarrer, Schützenmattstr. 25, 8802 Kilchberg, Telefon 01-715 29 75